24/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

All-Träume

Exklusiv-Interview mit
Kosmonautin Swetlana Sawizkaja

900 Tage

Leid und Widerstand –
Leningrader Tagebücher

Drama auf Spitzen

Wassiljew inszenierte
Berliner „Macbeth“

★ Inhalt

Kosmos
FW-Exklusivgespräch mit der sowjetischen Kosmonautin Swetlana Sawizkaja **Seite 4**

Visite
Klaipeda, der litauische Hafen **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wirtschaft
Mansfelder Bergarbeiter bei Katowicer Kohlekumpeln **Seite 16**

Sport
Wiederbelebung eines eigentlich schon gescheiterten Experiments: Massenstart im 50-km-Skilanglauf **Seite 18**

Tourismus **Seite 20**

Erinnerungen
Drei Tagebücher vom Leningrader Blockade-Alltag **Seite 22**

Serie
Gerettete Kunstschätze, 3. Folge **Seite 28**

Ballett
„Macbeth" – Wladimir Wassiljew inszenierte Szenen nach Shakespeare in der Staatsoper Berlin **Seite 30**

Film
Inna Tschurikowa stellte ihren Film „Frontromanze" in der DDR vor **Seite 32**

Literatur
Dondogijn Zewegmid: „Das Kranichpaar" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberstift" **Seite 40**

Märchenserie (4)
„Wie der habgierige Karachan gestraft wurde" **Seite 41**

Wissenschaft
Auf ein Wort, Herr Professor **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Porträt
Der jüngste Generaldirektor **Seite 46**

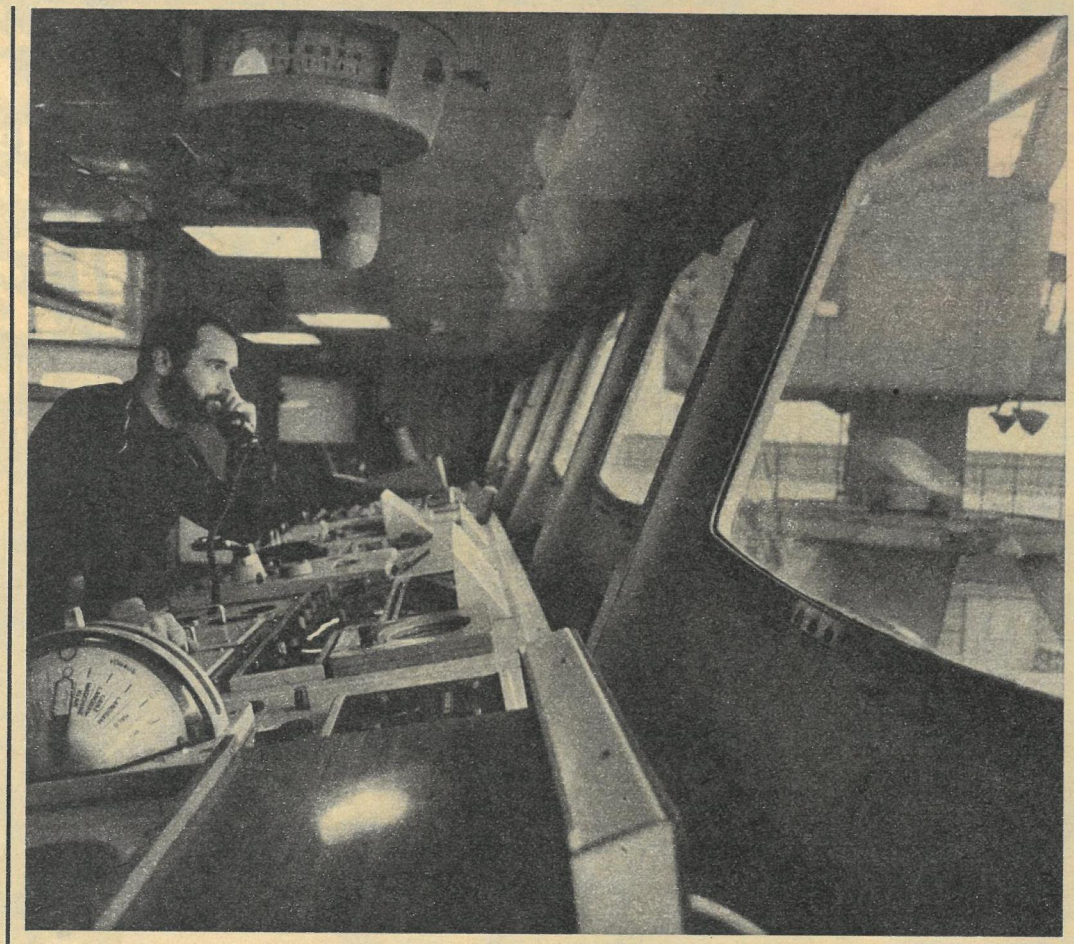
Volkskunst
Sticheleien aus Tschuwaschien **Seite 50**

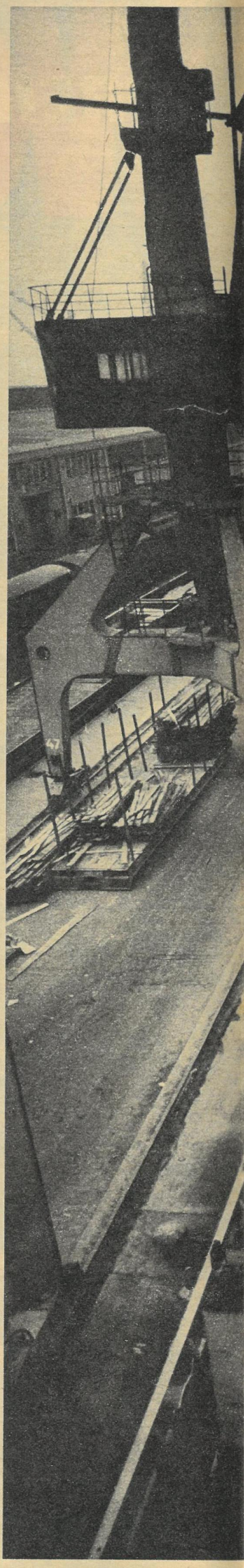
Retrospektive
Die Alexandrows in Berlin **Seite 52**

Titelbild:
Alfred Paszkowiak

Redaktionsschluß für dieses Heft: 19. 11. 84

★ Im Blickpunkt



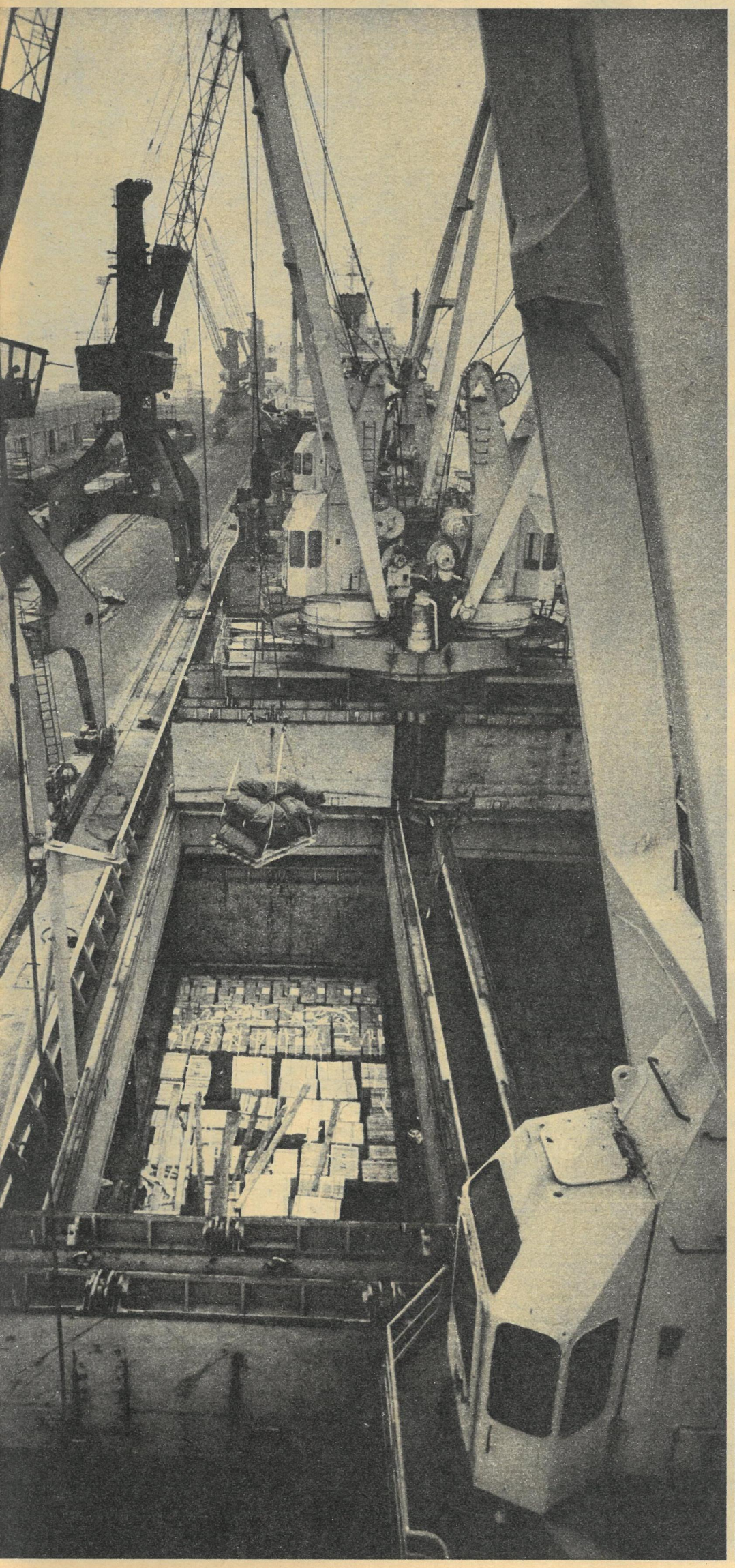


FREIE WELT berichtet von der Hilfsaktion für Äthiopien

Eilfahrt nach Assab

Im Überseehafen Rostock: Ohne Pause senken sich Kisten und Ballen in den Bauch des Schiffes am Liegeplatz 35. Jeweils drei Gangs in drei Schichten beladen den Stückgutfrachter „Mittenwalde" mit Fleisch-, Gemüse- und Obstkonserven, Ei- und Milchpulver, Nudeln, Erbsen, Teig und Zucker. Decken, Zelte, Kleidung schweben auf Paletten über die Pier. Jede Lücke zwischen den Kisten wird von den Schauerleuten sorgfältig ausgefüllt, um das wertvolle Gut zu sichern – Solidaritätsladung für Äthiopien, Teil der 20-Millionen-Mark-Spende der DDR für die Menschen im von der Dürre betroffenen Norden des ostafrikanischen Landes. Auf der Brücke des Schiffes treffen wir Roland Kästner, den Dritten Offizier (Foto oben). „Für mich ist die Fahrt durch das Rote Meer neu", sagt der junge bärtige Mann, der erst vor einem halben Jahr nach erfolgreichem Studium auf der „Mittenwalde" angeheuert hat. „Nun muß ich mich anhand der Karten und Seehandbücher auf die Besonderheiten der Route vorbereiten. Ansonsten ist für unsere Besatzung eine solche Fahrt nichts Außergewöhnliches. Solidarische Hilfe für in Not geratene Menschen ist für einen Seemann, für einen echten jedenfalls, eine selbstverständliche Sache. Und bei uns lernt man schon im Kindergarten, was Solidarität bedeutet. Eine ähnliche Ladung wie heute habe ich übrigens bereits als Lehrling auf der „Fichte" begleitet. Das war 1973. Sie war für das chilenische Volk bestimmt." Der „Dritte" hatte gerade Urlaub, als er über Bildschirm und durch Zeitungen erfuhr, daß neben der schon über Jahre währenden solidarischen Unterstützung nun zusätzliche Hilfe für die Menschen in den Dürregebieten Äthiopiens gebraucht und gegeben wird. „Deshalb war ich nicht überrascht, als ich hörte, daß unser Schiff aus dem üblichen Betrieb – wir fahren vorwiegend die Mittelmeer-Route – herausgenommen wird und in kürzester Frist mit den Hilfsgütern beladen werden muß." Von der Brücke sehen wir, wie ununterbrochen neue Waggons anrollen. „Es ist normalerweise nicht Praxis, daß die Züge so wie sie kommen, entladen werden", erklärt Roland Kästner. „Keine leichte Aufgabe für die Ladegangs, zumal sie versuchen, die Ladung so zu stauen, daß wir sie im äthiopischen Hafen Assab möglichst schnell mit unserem eigenen Geschirr entladen können." Als die „Mittenwalde" am Nachmittag des 11. November in See sticht, hat sie 3700 Tonnen Lebenshilfe an Bord und 4750 Seemeilen, sprich 15 bis 17 Tage Fahrt, vor sich. Und wenn sie dieser Tage in Assab festmacht, werden als erste die 35 geländegängigen Lastwagen von Deck gehievt – Transporter für einen Teil der mitgebrachten Ladung, Zeichen und Tat der solidarischen Verbundenheit unseres Landes mit den fernen, uns so nahestehenden Menschen in Äthiopien.

Hajo Obuchoff (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)



Solidarität mit Nikaragua!

Auf seiner Tagung am Donnerstag, dem 15. 11. 1984, brachte das Sekretariat des Präsidiums des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft seine tiefe Empörung und den schärfsten Protest gegenüber dem Aggressionskurs der Reagan-Administration gegen das Volk von Nikaragua zum Ausdruck.

Das Sekretariat verurteilt die anhaltenden Provokationen US-amerikanischer Militärkräfte im Hoheitsgebiet Nikaraguas, die beispiellosen Akte der Einmischung in die inneren Angelegenheiten des lateinamerikanischen Landes und die zunehmende Hetze gegen die rechtmäßig gewählte Regierung.

Die Mitglieder der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft stehen fest an der Seite des Volkes von Nikaragua, das nichts anderes erstrebt, als ein neues Leben aufzubauen. Es kann sich dabei der Freundschaft und Zusammenarbeit mit der Sowjetunion, der DDR und den anderen sozialistischen Ländern sicher sein.

Die sechs Millionen Mitglieder der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft fordern von der Reagan-Administration der USA: Hände weg von Nikaragua!

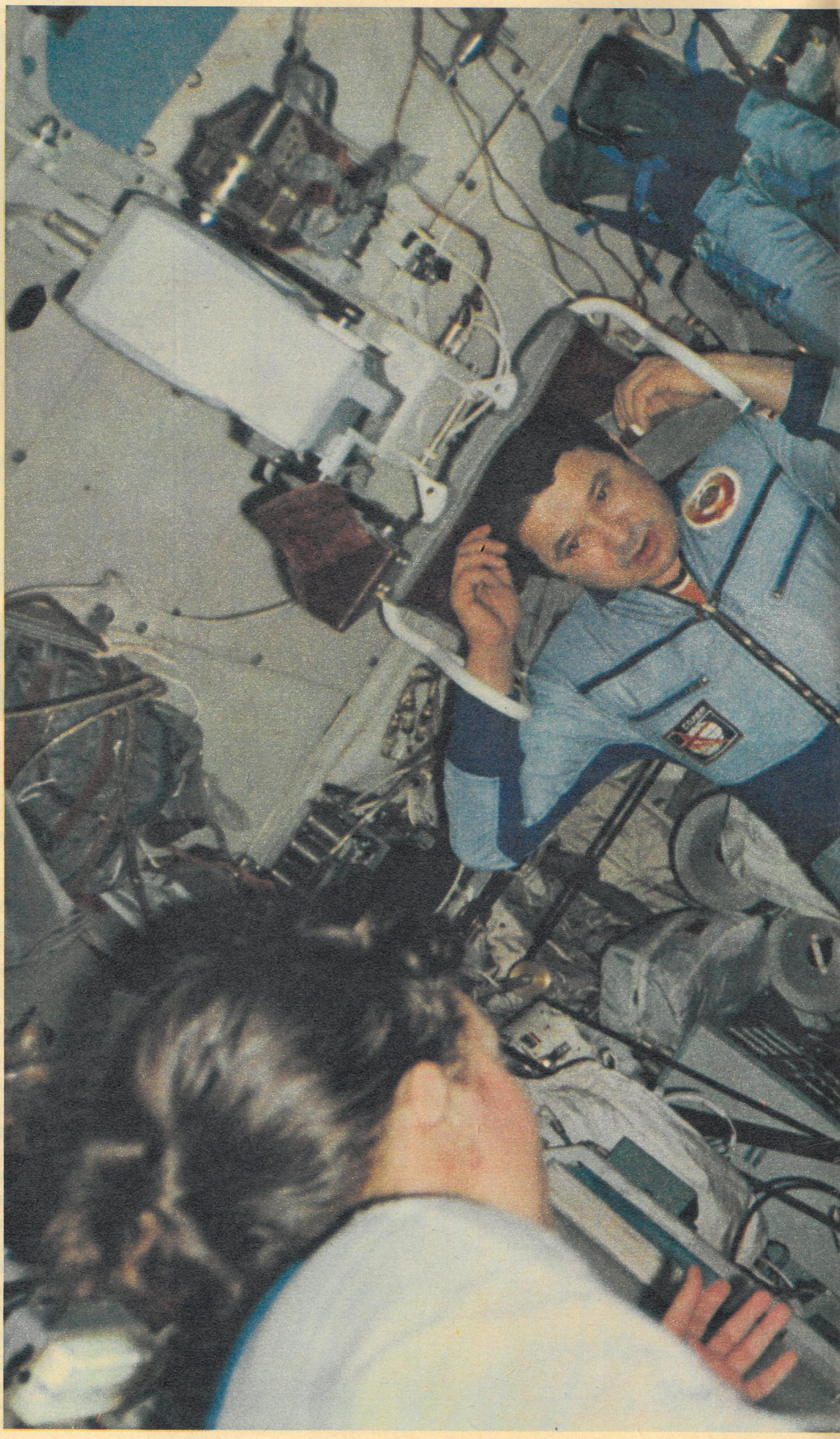
Protesterklärung des Sekretariats des Präsidiums des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

Foto: ZB/Gahlbeck

Schwerelos ist wunderbar, aber was kommt dann?

Acht Monate umkreiste die dritte Stammbesatzung von Salut 7 bei dem bisher längsten kosmischen Experiment die Erde. Können künftig ohne Risiko Einjahresexpeditionen im All unternommen werden? Was träumt der Raumfahrer im Orbit? Wie schläft er in der Schwerelosigkeit? Auf diese und andere Fragen antwortet Swetlana Sawizkaja (im Foto vorn), die mit den Rekord-Kosmonauten zehn Tage an Bord von Salut 7 lebte und arbeitete.

FREIE WELT-Mitarbeiter Karl-Heinz Eyermann sprach mit ihr auf dem Internationalen Astronautischen Kongreß in Lausanne.



Über eine Fernsehbrücke unterhielten sich die drei Dauerraumfahrer ein- bis zweimal monatlich mit ihren Familien. Bild oben von links nach rechts: Jewgenia Atkowa, Jelena und Mascha Solowjowa und Galina Kisim. Bild unten von links nach rechts: Kisim, Solowjow und Atkow am 2. Oktober 1984 in der kasachischen Steppe, eine halbe Stunde nach der Landung. Als erste legten sie eine Entfernung zurück, die größer war als die 150-Millionen-Kilometer-Distanz Erde–Sonne, die als Astronomische Einheit (AE) Rechnungseinheit der Himmelsforscher ist. Wird AE das neue Maß in der Raumfahrt? Bäume wachsen aufrecht dank der Gravitation. Sie wurden zum Symbol des irdischen Daseins der aus dem All zurückgekehrten Besatzungen sowjetischer Raumschiffe. Nach dem wiedergewonnenen aufrechten Gang, nach der Wiederanpassung an den heimatlichen Planeten pflanzt jeder nach seiner ersten Weltallreise einen Baum in der Allee der Kosmonauten in Baikonur (unser Farbfoto), in der die dreiundzwanzigjährigen Gagarin- und Titow-Bäume alles überragen. Von links nach rechts: Atkow, Kisim, Solowjow. Unser Farbfoto auf den Seiten 4/5: Die Stammbesatzung in Salut 7 hat Besuch von der Erde. Von links nach rechts: Kommandant Leonid Kisim, Besuchs-Forschungskosmonaut Igor Wolk, Bordingenieur Wladimir Solowjow und Swetlana Sawizkaja, aufgenommen von Besuchskommandant Dshanibekow.

Schwerelos ist wunderbar

Wie fühlten sich Leonid Kisim, Wladimir Solowjow und Oleg Atkow nach acht Schwerelosigkeits-Monaten in den ersten Stunden der entwöhnten Erdschwere? Was ergab die Diagnose am Landeort, als die neuen kosmischen Weltrekordler untersucht wurden?

Swetlana Sawizkaja: Die drei hatten sich gründlich auf diese Rückkehr vorbereitet und fühlten sich so, wie sie es insgeheim erhofften. Natürlich erschöpft, aber glücklich, daß sie nicht vor der Stärke der Gravitation kapitulieren mußten. Leicht war es für sie freilich nicht. Und aufrecht stehen und laufen, das ging nicht sofort. Doch ihre allgemeine physische Verfassung war den Umständen entsprechend überraschend gut. Bordarzt Oleg Atkow kommentierte den Zustand aller drei nach der ersten Untersuchung an der Landestelle: Die Besatzung fühlt sich adäquat der im Kosmos verbrachten Zeit. Das ist die medizinische Terminologie. Oleg hat damit recht, und er weiß es als Arzt von sich selbst.

Nach meiner persönlichen Ansicht fühlten die drei sich nach ihrer Rückkehr besser, als man vor ihrem Start angenommen hatte. Sie überstanden die Phase der Wiederanpassung an irdische Verhältnisse früher als erwartet. Sie brachten sich schneller, als die Spezialisten prognostiziert hatten, wieder in die alte Form.

Sie haben mit jenen beiden Mannschaften, die sich als einzige über zweihundert Tage im All aufhielten, während ihrer Weltraum-Missionen zusammengearbeitet und können als Augenzeuge deren körperliches Befinden und deren Leistungen beurteilen. Wie fühlte sich die Stammbesatzung von Salut 7, die jetzt zurückgekehrt ist, im Vergleich zu den bisherigen Weltrekordhaltern, die 211 Tage im Orbit waren?

Swetlana Sawizkaja: Das ist mit einem Satz zu sagen: Diese drei, Kisim, Solowjow und Atkow, fühlten sich nach der Landung nicht schlechter als Beresowoi und Lebedew nach ihrer Rückkehr. Immerhin waren die drei fast einen ganzen Monat länger im Orbit. Das will schon etwas bedeuten. Wer

Schwerelos ist wunderbar

fliegt heute überhaupt einen Monat oder länger? Nur sowjetische Besatzungen.
Ob diese drei in einer sogar besseren gesundheitlichen Verfassung waren, das stellen die Mediziner nach der gründlichen Analyse fest. Wir Kosmonauten können das nur anhand der eigenen Erfahrungen beurteilen, wenn wir uns mit Kisim, Solowjow und Atkow treffen, sie anschauen und mit ihnen sprechen. Die umfassende Meinung der Ärzte über den letzten Langzeitflug interessiert mich brennend. Ich kann sie dann mit der medizinischen Auswertung des 211-Tage-Fluges vergleichen, der schließlich die Voraussetzung für die diesjährige 237-Tage-Mission war. Daraus wird man erst schlußfolgern können, wie groß die Fortschritte sind. Groß sind sie auf alle Fälle. Kisim, Solowjow und Atkow sind im Winter gestartet und im Herbst zurückgekehrt. Sie haben die einzelnen Regionen unseres Planeten im Wandel aller vier Jahreszeiten beobachtet.

Der Flug von Kisim, Solowjow und Atkow war also die logische Fortsetzung der bisherigen Langzeitunternehmen im Salut-Orbitalkomplex. War es eine systematische Steigerung der Schwerelosigkeitsdauer? Welchen Nutzen zogen die drei aus der 211-Tage-Expedition von Beresowoi und Lebedew?

Swetlana Sawizkaja: Aus jedem Flug ziehen wir Nutzen. Bei jedem Orbital-Unternehmen sammeln wir Erfahrungen, um die Arbeitsorganisation in der Schwerelosigkeit zu verbessern und um die Rückanpassung an die irdischen Bedingungen zu beschleunigen. Nach der schnelleren Adaption an die Schwerelosigkeit dreht es sich um die schnellere Readaption an die Schwerkraft. Dazu kommen noch die persönlichen Erfahrungen, die Kosmonauten machen. Ich zum Beispiel kann von mir sagen, daß nach meinem ersten Flug im Jahre 1982, der mit acht Tagen um vier Tage kürzer als mein zweiter war und bei dem ich nicht solch schwierige Aufgaben wie beim zweiten zu erfüllen hatte, die Rückanpassung langsamer verlief als nach der zweiten Expedition in diesem Sommer, bei der die physische und psychische Beanspruchung größer war.
Aber die wirklich neuen Entdekkungen werden jetzt erst bei Langzeit-Missionen gemacht.
Ich meine, Kisim, Solowjow und Atkow kamen schneller wieder in ihre alte Form, die sie vor dem Start hatten, als Beresowoi und Lebedew. Das verdanken sie diesen beiden und den Schlußfolgerungen aus deren Sieben-Monate-Flug.
Der Acht-Monate-Aufenthalt im Orbit war die systematische Fortsetzung des Salut-Programms. Erstmals mit einer dreiköpfigen Stammequipe, die einen anderen Arbeitsablauf an Bord und im Flugleitzentrum erforderte. Erstmals mit einem Mediziner an Bord, der nicht nur den Gesundheitszustand der Mannschaft in der Schwerelosigkeit direkt überwachte, sondern die Erprobung neuer, nicht so zeitaufwendiger, aber dafür effektiverer Körpertrainingsmethoden leitete, um eine risikolose Rückkehr zu gewährleisten.

Wie erholt man sich in der Schwerelosigkeit? Wie schläft man dabei eigentlich in der Umlaufbahn?

Swetlana Sawizkaja: Ich jedenfalls schlafe sehr gut und fest im Orbit. Meine Erfahrung: Im Schwerelosigkeitsschlaf erhole ich mich schneller und besser als im Schwerkraftschlaf auf der Erde. Während ich zu Hause nach einem anstrengenden Arbeitstag acht Stunden Schlaf brauche, um wieder ausgeruht und völlig arbeitsfähig zu sein, genügen mir in der Umlaufbahn dafür höchstens sechs Stunden. Überhaupt ist schwerelos wunderbar und der Schlaf in diesem Zustand ganz besonders.

Gibt es im Schlaf keine Unruhe, wenn alle anderthalb Stunden die Sonne einmal aufgeht und einmal untergeht? Sechzehn Sonnenaufgänge und sechzehn Sonnenuntergänge im Verlauf eines ganzen Tages. Stört das nicht die biologische Uhr?

Swetlana Sawizkaja: Wir lassen einfach die Jalousien herunter. Die Salut-Station hat jetzt außen vor den vielen Bullaugen Schutzklappen, die von innen geschlossen und geöffnet werden können. Sie sollen aber hauptsächlich die Scheiben vor Einschlägen von Mikrometeoriten und vor den Abgasen der Triebwerke abschirmen.
Wir behalten eigentlich den irdischen Rhythmus bei. Wir stehen in der Regel früh morgens mit den Moskauern auf und gehen spät abends wie sie zu Bett. Nur bei besonderen Flug- und Arbeitsprogrammen ändert sich das.
Meine Erfahrung, daß man in der Schwerelosigkeit besonders gut und intensiv schläft, deckt sich mit der Ansicht anderer Raumfahrer. Der Schlaf in der Schwerelosigkeit ist sehr angenehm und sehr gesund. Auch ein kurzer Schlaf kompensiert die Anstrengungen und Ermüdungen, entspannt und gibt neue Kräfte.

Findet man an Bord seine stille Nische? In der Orbitalstation, mitten zwischen Geräten und laufenden Aggregaten. Fühlt man sich da nicht wie in einem Maschinensaal statt im gewohnten Schlafzimmer?

Swetlana Sawizkaja: Der ideale Zustand der Schwerelosigkeit, der mir so gut gefällt – ich kann das gar nicht oft genug betonen –, kompensiert vieles. Nichts drückt. Keine Matratzenfeder, kein verrutschtes Laken, kein geknäultes Kopfkissen. Im Orbit gibt es eben keine unbequeme Lage, wenn man überhaupt vom Liegen reden kann. Kein Oben und Unten. Keine Rückenlage. Keine Bauchlage. Du orientierst dich dann nach den Bordwänden und kannst nach Belieben dein Nachtquartier, kreuz oder quer, herrichten. Eigentlich könnte der Kosmonaut so frei, wie er herumschwebt, auch schlafen. Könnte. Das Wort unterstreiche ich.
Die Praxis lehrt etwas anderes. Sich einfach herumwälzen wie zu Hause im Bett – das ist nicht zu empfehlen. Das würde zu einem bösen Erwachen und zu mancher Beule führen. Man darf sich nicht mit geschlossenen Augen hin- und herdrehen, ohne angeschnallt zu sein. Sonst weckt dich der Zusammenstoß mit einem Steuerpult oder einem Instrument unsanft auf. Das Schlimmste, was zu Hause passieren kann, ist, aus dem Bett zu fallen. In der Station würdest du an einer ganz anderen Stelle wachgerüttelt als an der, an der du eingeschlafen bist.
Unsere Betten in Salut sind Schlafsäcke, aus denen man nicht bei jeder Bewegung herausrutscht, fest verzurrt, damit man in ihnen nicht davonschwebt.
Wir haben in der Station mehrere Ruheplätze, an denen die Schlafsäcke befestigt sind, die tagsüber zusammengerollt werden. Wir nennen die Schlafstellen nach der Seemannssprache Kojen. Ich hatte auch mein Séparée an Bord. Mit zwei angekoppelten Raumschiffen Sojus-T gibt es im Orbitalkomplex ein halbes Dutzend Sektionen.
Natürlich ist Salut kein Hotel oder Sanatorium. Aber wir fühlen uns trotz der vielen Geräte nicht wie in einem Maschinensaal. Es ist alles sinnvoll angeordnet. Und zur Ruhezeit herrscht Funkstille, und nur die erforderlichen Aggregate sind eingeschaltet. Die Ventilatoren summen ununterbrochen, damit die Luft, die man zum Atmen braucht, die ansonsten in der Schwerelosigkeit unbeweglich stehen würde, herumwirbeln kann.

Gut ist also der schwerelose Schlaf, aber wie träumt es sich im Orbit? Träumt der Kosmonaut in der Umlaufbahn häufiger als auf der Erde? Wovon träumt er, und wovon haben die drei geträumt, die acht Monate im All waren und die Sie dort besucht haben?

Swetlana Sawizkaja: Da müssen Sie die drei schon selbst fragen, das geht in die persönliche Sphäre. Ich kann nur für mich antworten. Ich habe schon auf der Erde einen ruhigen, tiefen Schlaf. Ich träume sehr selten. Wenn ich es mir recht überlege, gar nicht. Auch Kosmonauten träumen, wer wie oft, das ist individuell verschieden. Ich glaube, wer auf der Erde viel träumt, wird es sicher auch im Kosmos tun. Jeder Kosmonaut gibt nach dem Flug einen ausführlichen Bericht über seinen Schlaf im Orbit. Da steht alles drin. Aber was er geträumt hat, davon wird sicher wenig veröffentlicht werden.

Gibt der Bordarzt der Besatzung das Gefühl zusätzlicher Sicherheit?

Swetlana Sawizkaja: Es ist ganz einfach angenehmer. Bei meinem ersten Flug führten wir medizinisch-biologische Experimente durch, die mit Fachleuten einstudiert worden waren. Es ist aber etwas ganz anderes, wenn ein richtiger Arzt das macht und die Untersuchungen übernimmt. Erstens ist das gründlicher, zweitens nimmt das weniger Zeit in Anspruch, und drittens können kompliziertere Experimente gemacht werden. So war es möglich, Venenblut zu entnehmen und an Bord zu analysieren. Oleg Atkow hatte uns ständig mit wachen Augen unter Kontrolle. Was er tat, das war wichtig, um den Flug so erfolgreich beenden zu können. Von seinem Urteil hing vieles ab. Er trug praktisch die Verantwortung, daß die lange Schwerelosigkeit keine negativen Spuren hinterließ. Und dann führte er viele Forschungen durch, die bisher einmalig sind und die gesamte Herz-Kreislauf-Medizin voranbringen werden.

Wie fühlt man sich denn als „ewiger Patient" in der Weltraumklinik?

Swetlana Sawizkaja: Sehr gut. Der Patient ist gesund, und der Arzt befindet sich in derselben Lage wie er. Der Arzt ist sein eigenes ‚Diagnosegerät' und weiß aus eigener Erfahrung, wie man sich fühlt. Das ist wohl einmalig.

Man hatte allgemein erwartet, daß bei Ihrem zweiten Kosmosstart der Puls ebenso niedrig sein würde wie bei Ihrem ersten Flug. Nun war er aber außerge-

Luft- und Raumfahrtfamilie: Testpilotin und Kosmonautin Swetlana Sawizkaja mit ihrem Ehemann, Flugzeugkonstrukteur im Iljuschin-Entwurfsbüro.

wöhnlich hoch. Wie erklären Sie sich das, und was meint Arzt-Kosmonaut Oleg Atkow dazu?

Swetlana Sawizkaja: Das war kein Zeichen dafür, daß ich beim zweiten Start etwa aufgeregter gewesen wäre. Ich war genauso ruhig wie beim ersten. Das lag einfach daran, daß ich mehr Arbeit hatte. 1982 war ich Forschungskosmonaut, 1984 Bordingenieur und mußte vor dem Start alle Systeme kontrollieren, mich mehr bewegen. Während des Fluges hatte sich der Puls wieder auf die alten Normalwerte eingepegelt. Der Puls ist meiner Meinung nach kein Anzeichen für mein Gefühlsbefinden, sondern mehr eine Kennziffer für die Arbeitsbelastung. Die Mediziner sehen das auch so. Wir meinen jetzt, daß ein niedriger Puls nicht unbedingt notwendig ist. Je komplizierter die Aufgaben im All werden, je stärker man sich konzentrieren und seine Kräfte mobilisieren muß, desto höher wird der Pulsschlag.

Sie waren mit den Raumfahrern anderthalb Wochen im Orbit zusammen und verließen sie, als die drei noch zwei Monate im All vor sich hatten. Hatten Sie Anzeichen des Zweifels bei ihnen bemerkt, ob sie mit ungebrochener Fröhlichkeit und Frische die noch bevorstehenden 64 Tage bewältigen würden?

Swetlana Sawizkaja: Die drei sind aus einem solchen Holz geschnitzt, daß ihnen solche Gedanken überhaupt nicht in den Kopf kamen. Wir erlebten sie in einer Phase höchster Arbeitsproduktivität, bester körperlicher Verfassung und Stimmung. Auch wenn man den Überschwang an Freude in Rechnung stellt, der durch unseren Besuch verursacht wurde. Sie waren vom Erfolg ihrer Weltraum-Mission so überzeugt, daß auch in den letzten beiden Monaten keine Symptome für ein Absinken ihrer psychischen Leistungsfähigkeit aufgetreten sind.

War Ihr Flug nicht ebenso schwierig, vielleicht gerade wegen des Zeitdrucks? Über zwanzig verschiedene Experimente für einen Flug von insgesamt zwölf Tagen! Dazu das komplizierte Kopplungsmanöver, bei dem sie als Bordingenieur viel zu tun hatten. Und schließlich der erste Ausstieg einer Frau in den freien Kosmos. War das nicht sehr schwer für Sie?

Swetlana Sawizkaja: Das sehe ich aber anders. Schwer war es schon. Aber wir flogen nur kurze Zeit, und daher war es beträchtlich einfacher. Je kürzere Zeit man fliegt, um so weniger Probleme gibt es. Und ich war gut vorbereitet. Außerdem unterstützte uns die Stammbesatzung in einmaliger Weise. Gewiß, Dshanibekows und mein Ausstieg aus der Station, das war schon was. Die Hauptschwierigkeit bestand eben in der Erprobung der elektronischen Schweißapparatur im freien Weltraum, die nicht nur theoretisch die Gefahr bei Außenbordarbeiten erhöhte und deshalb von uns ein vorsichtiges, aber zügiges Vorgehen verlangte, so wie wir es trainiert haben. Man mußte aufpassen bei der Hitzeentwicklung, damit dem Skaphander, unserem einzigen Schutz, nichts passierte. Man mußte aufpassen, daß man nicht anbrennt, wie wir auf Russisch sagen.

Aber bedenken Sie, Kisim und Solowjow machten sechs Außenbordmanöver und führten eine komplizierte Reparatur an der Triebwerkanlage aus. Sechs Ausstiege in den freien Weltraum – das spricht für die ausgezeichnete körperliche und moralische Verfassung dieser Besatzung. Insgesamt hielten sie sich rund dreiundzwanzig Stunden außerhalb der Station auf, wir dagegen lediglich dreieinhalb Stunden im freien Kosmos.

Ihre zwölftägige Expedition mit Sojus-T-12 und ihr zehntägiger Aufenthalt an Bord von Salut 7 war sicher einer der Höhepunkte des diesjährigen sowjetischen Langzeitprogramms. Wie beurteilen Sie Ihren Anteil daran?

Swetlana Sawizkaja: Wir müssen Fortschritte und Leistungen vor allem an dem messen, was diese drei im Orbit getan haben. Da fällt es schwer, über das zu reden, was man selbst gemacht hat. Was sind unsere zwölf Tage gegen die 237 von Kisim, Solowjow und Atkow? Wir wußten, daß wir nach der Rückkehr bald wieder festen Boden unter den Füßen haben würden. Und die Tage in der Schwerelosigkeit waren ein unbeschreibliches Erlebnis. Schwerelosigkeit ist für mich ein wunderbares Ding, das bekenne ich immer wieder. Aber wenn man sich so lange, viele Monate in diesem Zustand befindet, muß man ständig daran denken: Was kommt dann? Je länger man schwerelos ist, desto mehr und länger muß man für die Wiederanpassung etwas tun. Hartes Körpertraining, regelmäßige medizinische Tests. Das verlangt Disziplin, Selbstdisziplin und Selbstüberwindung, eben weil die Schwerelosigkeit einem wunderbar vorkommt. Eigentlich muß der Langzeit-Kosmonaut sich während des ganzen Fluges für die Umarmung durch die Schwerkraft wappnen, damit er von ihr nicht erdrückt wird.

Werden Sie an Langzeitflügen teilnehmen? Sind Frauen für mehrmonatige Weltallreisen geeignet?

Swetlana Sawizkaja: Ich würde jede Aufgabe übernehmen, um in den Kosmos zu starten. Jeder Kosmonaut möchte öfter und länger fliegen, das liegt in seiner Natur. Daß Frauen die Schwerelosigkeit ausgezeichnet vertragen, daran zweifelt heute kein Fachmann mehr. Und es gibt keine Gründe, die gegen die Teilnahme von Frauen an Langzeit-Expeditionen sprechen. Es gibt nur noch Gründe, die dafür plädieren.

Ist man mit dem neuen Rekordunternehmen an einer neuen Grenze angelangt? Sind noch längere Raumflüge aus heutiger Sicht ohne größere Risiken realisierbar? Könnten sich Menschen jetzt schon ein ganzes Jahr im All aufhalten?

Swetlana Sawizkaja: Bei keinem der drei Kosmonauten, die 237 Tage der Schwerelosigkeit ausgesetzt waren, konnten irgendwelche gesundheitliche Schädigungen festgestellt werden, was natürlich für die wirksame Prophylaxe unserer Raumfahrt-Medizin spricht. Die Akklimatisation an die Gravitation, ich sprach schon davon, ist zügig und ohne Komplikationen verlaufen. Auch der Kalziumausfall, der in der Schwerelosigkeit auftritt, wurde durch geeignete Präparate ausgeglichen. Dieses Problem schien vor einem Jahrzehnt noch eine unüberwindbare Barriere zu sein. Nach der Rückkehr von Kisim, Solowjow und Atkow spricht nichts gegen längere Salut-Expeditionen. Mit anderen Worten: Vom medizinischen Standpunkt stehen der Ausdehnung der Flugdauer, nun sagen wir einmal, auf ein Jahr keine größeren Hindernisse im Wege. Das ist bedeutungsvoll für das erklärte Ziel der sowjetischen Kosmonautik: Schaffung von ständig bemannten Orbitalkomplexen als Stätten der friedlichen Forschung und der volkswirtschaftlichen Nutzung.

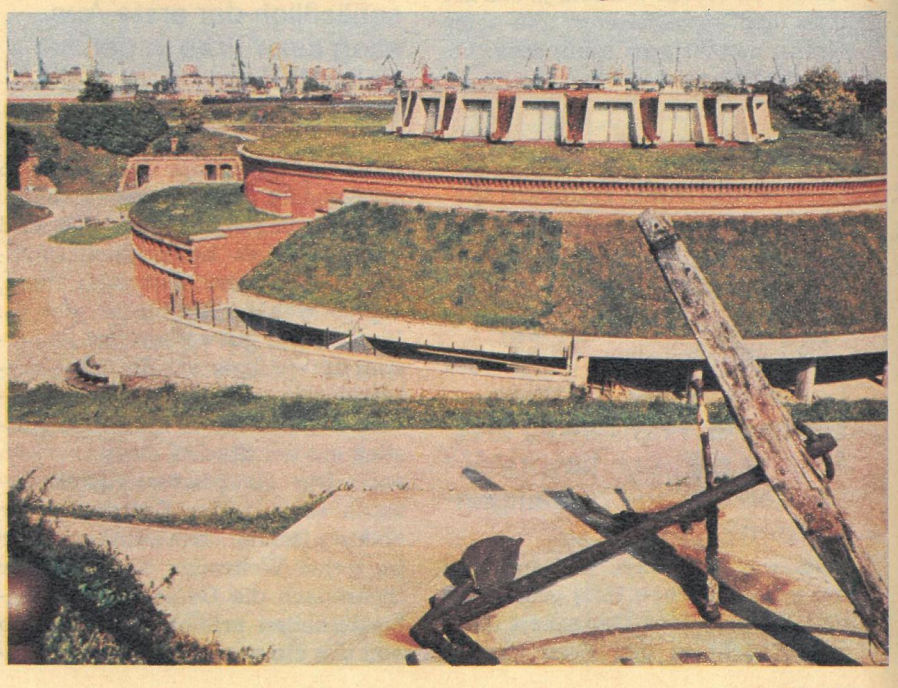
Fotos: TASS

Laimas Stadt-Ansichten

Klaipeda – Stadt am Meer, der Name ist längst ein Begriff für das enge Miteinander zwischen DDR und UdSSR. Regelmäßig begegnen Schiffe beider Flotten einander auf ihrem Kurs, bringen wichtige Fracht von Land zu Land. Und da unsere Zusammenarbeit von Jahr zu Jahr größere Früchte trägt, wird mit viel Elan eine feste Eisenbahnfährverbindung zwischen Mukran (Rügen) und Klaipeda geschaffen. Zwanzig Stunden wird dann nur noch die Reise von jeweils 103 beladenen Eisenbahnwaggons per Schiff über die Entfernung von 506 Kilometern dauern. 5,3 Millionen Tonnen Stück- und Spezialgüter sollen dann jährlich diesen Weg passieren. Laima, Pädagogin und Komsomolsekretär (Foto oben), ist in Klaipeda zu Hause und verliebt in ihre Stadt. Sie führte FREIE WELT zu einigen ihrer Lieblingsplätze.

Alle haben natürlich etwas mit Wasser zu tun. Also der Hafen, der ist die Nr. 1. Da müssen wir zuerst am Fischerei-Kombinat vorbei. 20 000 Menschen, fast jeder fünfte Werktätige der 192 000 Einwohner zählenden Stadt, arbeiten hier rund um die Uhr, rund um den Fisch. Die einen auf See, die anderen in der Fabrik. Und ihre verarbeiteten Meeresgaben – gefroren, gesalzen, gedörrt, geräuchert, filetiert, mariniert und konserviert – schätzt man in allen Teilen des Landes und auch anderswo. Laima aber mag nicht den Fischgeruch, sie zieht es immer wieder weiter zum Hochseehafen, von wo aus täglich Schiffe Kurs auf Häfen in 23 Staaten nehmen. Im Wald der Hafenkrane an den immer vollen Kais entdecken wir gute Bekannte: die kräftigen Lulatsche aus Eberswalde, zuverlässige Helfer der Hafenarbeiter. Und dann zeigt uns Laima bei einer Hafenrundfahrt den Bauplatz für die Freundschaftsbrücke. An Land bestimmen die Baufahrzeuge das Tempo, an den Gleisanlagen und Gebäudekomplexen wird gearbeitet. Vor uns in der Fahrrinne, wenige Kilometer von der Kurischen Bucht entfernt, holen zwei schwimmende Eimerkettenbagger Schlamm und Erde hoch, schütten den Pier auf. Die Bauleute in Mukran und Klaipeda sind längst miteinander in den Wettbewerb getreten.

Laima aber zeigt uns bereits ihre Nr. 2: das Meeresmuseum „Aquarium“ (Foto unten). Direkt am Hafen gegenüber auf der Kurischen Nehrung gelegen, 1869 als grimme Bastion in die Dünen verankert zum Schutz der Stadt vor Feinden, hat sie diese Aufgabe doch nie erfüllt. Die Faschisten nutzten die Festung als Munitionsdepot und sprengten sie bei ihrem Rückzug in die Luft. Was übrig blieb, wurde von den Klaipedaern sorgfältig restauriert und baulich ergänzt. Nun heißen hier friedfertige Meeresbewohner die Urlauber und Besucher der Stadt mit ihren Schwimmkünsten willkommen. Eine schöne Idee, findet Laima, finden auch wir. Zumal die Seeleute „auf großer Fahrt“ mit manch seltenem Fang dafür sorgen, daß die Bewohner des „Aquariums“ regelmäßig Zuwachs erhalten – Königspinguine und Kegelrobben, tropische Süßwasserfische, Sternhausen und Waxdick aus der Kaspisee und Exemplare aus der Sippe des Aals. Klaipeda hält noch viele Lieblingsplätze Laimas bereit, in den rekonstruierten alten Gassen, im neuerbauten Teil der Stadt. Dort sind es die originell gestalteten Zunftzeichen der Handwerker, da auf den be-



grünten Plätzen kleine schmucke Plastiken, Kunst zum Anfassen…

Laima weiß zu berichten, daß es sich heute auch hinter den restaurierten Fassaden leben läßt. Moderne Heizungen, Sanitärinstallationen, Gas und Wasser gehören zum Selbstverständlichen. Die litauischen Restauratoren bauen dabei auch auf die Erfahrungen unserer Bauleute in Wismar, Quedlinburg und anderen Städten. Die neuen Wohnviertel wachsen derweil unermüdlich, erstrecken sich bereits bis zum Fluß Smiltelé. Unsere Begleiterin führt uns noch einmal zum Wasser: zur Brunnenkaskade vor dem alten Hochzeitspalast, wo sich soeben ein blutjunges Pärchen das Jawort gegeben hat…

Jürgen Geitner (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

● Wörtlich

Niemand kann behaupten, der Präsident habe das Volk hinsichtlich seiner intellektuellen Fähigkeiten getäuscht: Alle Schwächen, die man ihm jetzt anlastet, daß er die Details seiner Politik nicht beherrscht und ein schlechtes Gedächtnis hat, daß er eine Vorliebe für alte Spezis hegt und die Neigung, die Welt so zu sehen, wie er sie sich wünscht – das alles wußte man längst, ehe er ins Weiße Haus einzog.

James Reston, Journalist, USA

● Kurz berichtet

Anläßlich der 8. Briefmarkenweltausstellung der Jugend in Plewen gab die bulgarische Post Neuwerte heraus, auf denen Gedenkstätten bulgarisch-russischer

Freundschaft dargestellt sind. Unsere Abbildung zeigt das Memorial „Plewener Epopöe 1877", ein Rundbau, in dem ein beeindruckendes Gemälde an die historische Schlacht erinnert. Für die Befreiung der Bulgaren vom osmanischen Joch fielen hier Tausende russische Waffenbrüder.

Geldspenden per Soli-Scheck auf das Sonderkonto 444 können – wie FREIE WELT im Solidaritätskomitee der DDR erfuhr – durch besondere Vermerke wie „Für Äthiopien", „Für UNICEF", „Für Nikaragua" gekennzeichnet werden, wenn der Spender es wünscht, daß seine Einzahlung einem bestimmten Empfänger zugute kommen soll.

● Gelesen

1983 war das erste Jahr der zyklischen Erholung von der Depression in der Reaganschen Amtszeit. Normalerweise hätte das eine Abnahme der Armut zur Folge. Doch unter Reagan nahm die Armut zu, so daß sie – nach neuesten veröffentlichten statistischen Angaben – jetzt 35,3 Millionen Menschen betrifft. Das ist fast eine Million mehr als im Jahr zuvor, das sind sechs Millionen mehr als 1980 und zwölf Millionen bzw. 50 Prozent mehr als 1973. Damals hatte die Armut ihren „Nachkriegstiefstand" erreicht.

Aus „Daily World", USA

Ulrichs Scherenschnitt

In Leipzig ist wieder Messezeit. Junge Neuerer und Erfinder stellen sich mit 2344 schöpferischen Leistungen auf der 27. Zentralen Messe der Meister von morgen vor. Der Übersicht halber sind die Ausstellungsstücke numeriert. Hinter der 48 verbirgt sich eine Schere. Keine herkömmliche, sondern eine Kombischere mit technischem Neuheitscharakter. Erdacht und gefertigt von jungen Leuten aus dem Magdeburger Schwermaschinenbau-Kombinat „Ernst Thälmann". Walzwerksanlagen unter dem Markenzeichen SKET genießen international guten Ruf. Doch das Gute hat nur Bestand, wenn es täglich verbessert wird.

Ulrich Timpe, der 22jährige Maschinenbauer aus dem SKET, betätigt die Schere, schneidet 19 Millimeter starke Stahlstäbe. Junge Kollegen aus Wildau und Eberswalde (Foto rechts), und manche Besucher lassen sich Ulrichs Scherenschnitte vorführen. Scheren sind ein Teil von Feinstahl-Drahtwalzwerken. „Bisher war so eine Walzstraße mit zwei Scheren bestückt", erklärt Ulrich. „Eine schnitt den Aderanfang, die andere das Aderende. Unsere kann beides und zwischendurch, wenn nötig, auch noch Havarieschnitte vollziehen. Das gab's bisher noch nicht." Also eine wissenschaftlich-technische Spitzenleistung, die sich erstmals in Walzwerken der

UdSSR, so in Moldawien und Fernost, in der Praxis bewähren wird. Schon melden sich Betreiber älterer Anlagen, um ihre Walzstraßen mit der neuen Magdeburger Schere nachzurüsten, bringt sie doch erhebliche Vorteile: einen geringeren Energieverbrauch, Materialeinsparung... Jedes fünfte auf der MMM gezeigte Exponat entstand in direkter Kooperation mit Betrieben und Einrichtungen der UdSSR oder in Auswertung sowjetischer Erfahrungen. Die Schere der Magdeburger – 16 junge Facharbeiter, ein Meister und 6 junge Ingenieure gehörten zum Entwicklungskollektiv – zählt dazu. Mitglieder des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, an ihrer Spitze der Vizepräsident Heinz Kuhrig (3. v. r.) und sowjetische Genossen, unter ihnen Juri Schischow, Generalkonsul in Leipzig (2. v. l.), und Generalmajor Jewgeni Machow (links), 1. Stellvertreter des Chefs der Politischen Verwaltung der GSSD, interessierten sich besonders für das Exponat der jungen Thälmannwerker, deren Leistung mit der Ehrennadel der Gesellschaft in Gold gewürdigt wurde, und für die Arbeit eines Jugendkollektivs der SDAG Wismut, das für eine mobile Bohranlage den Ehrenpreis der Freundschaftsgesellschaft erhielt.

W. Tautenhahn (Text)
D. Christel (Bild)

Die Steine der „weißen Sphinx“

Auskünfte für FREIE WELT zu seiner Teilnahme an der 30. UdSSR-Antarktis-Expedition gab Prof. Dr. Joachim Hofmann, Bergakademie Freiberg, Lehrstuhl für Strukturgeologie.

Die Koffer sind gepackt – zum Flug in den antarktischen Sommer. Für welches südpolare Reiseziel haben Sie „gebucht“?

Es ist meine dritte Reise, und wie beim ersten Mal vor elf Jahren wird die Geologen-Gruppe der Expedition im Gebiet der Prince-Charles-Mountains arbeiten, nahe der UdSSR-Sommerbasis Sodrushestwo im Osten des Kontinents. Während wir uns seinerzeit auf den Südteil des Gebirges, das sich rund 600 Kilometer in Nord-Süd-Richtung erstreckt, konzentrierten, widmen wir uns diesmal seinem nördlichen Teil, wobei wir westlich des Lambert-Gletschers unsere Polarzelte aufschlagen werden.

Natürlich geht es nicht nonstop über 16 000 Kilometer zum Eiskontinent…

Zunächst fliegen wir zur moçambiquischen Hauptstadt Maputo. Von dort bringt uns eine Expeditions-Maschine über das südliche Polarmeer zur UdSSR-Antarktisstation Molodjoshnaja an der Küste des Enderby-Landes. Die beiden vorherigen Male – 1973/74 sowie 1977/78 – erfolgte die Reise hin und zurück per Schiff. Durch das Fliegen sparen wir ungefähr 90 Tage. Und überdies gewinnen wir voraussichtlich etwas mehr Zeit für die unmittelbare Feldarbeit, zu der wir von Molodjoshnaja weitere 1200 Kilometer nach Süden fliegen.

Geologen auf der Suche. Denkt da nicht jeder gleich an ungeahnte Schätze der „weißen Sphinx“ Antarktika?

Kann durchaus sein. Denn immerhin weiß man, daß der sechste Kontinent die letzte unversehrte, jedoch schwer zugängliche Rohstoffreserve unseres Planeten birgt. Sie zu erschließen ist allerdings Sache der Zukunft – aus technischen wie ökonomischen, ökologischen wie völkerrechtlichen Gründen. Die Aufgabe für uns heute besteht darin, die „geologischen Hintergründe“ Antarktikas aufzuhellen…

Gewissermaßen die Steine zum Reden zu bringen. Was können Felsen und Findlinge den Geologen sagen?

Die Sprache der Steine – um bei Ihrem Bild zu bleiben – gewährt uns Einblicke in die erdgeschichtliche Entwicklung sowie in die geologische Struktur der Antarktis. Durch die Forschung erhärtete sich der Beweis, daß es sich bei der gewaltigen kontinentalen Landmasse, die nahezu vollständig unter Eis und Schnee verborgen ist, um das Kernstück des Urkontinents Gondwana handelt, der vor etwa 170 Millionen Jahren zerbrach und auseinanderdriftete. Altersdatierungen von Gesteinen – bei uns in Freiberg vorgenommen – ergaben bis zu 2,2 Milliarden Jahren. Es wurden aber auch Gesteine gefunden, die möglicherweise sogar bis vier Milliarden Jahre alt sind. Schlußfolgerungen daraus sind für die Wissenschaft von unschätzbarem Wert.

Bringen die DDR-Geologen auch Eigenes in die Antarktis-Forschung ein?

Selbstverständlich, nach meiner Überzeugung ist das überhaupt erst die Voraussetzung, um den sowjetischen Forschern wirkliche Partner zu sein. Das gilt für alle Disziplinen in nunmehr 26 Jahren Antarktisforschung der DDR. Wir Geologen werden seit 1973 regelmäßig zu den Expeditionen der UdSSR eingeladen. Der Beitrag, den wir an der Seite unserer sowjetischen Kollegen und Freunde zu leisten imstande sind – die Untersuchung strukturgeologischer Probleme – eröffnet uns in der Antarktis ein interessantes, eigenständiges und weites Feld.

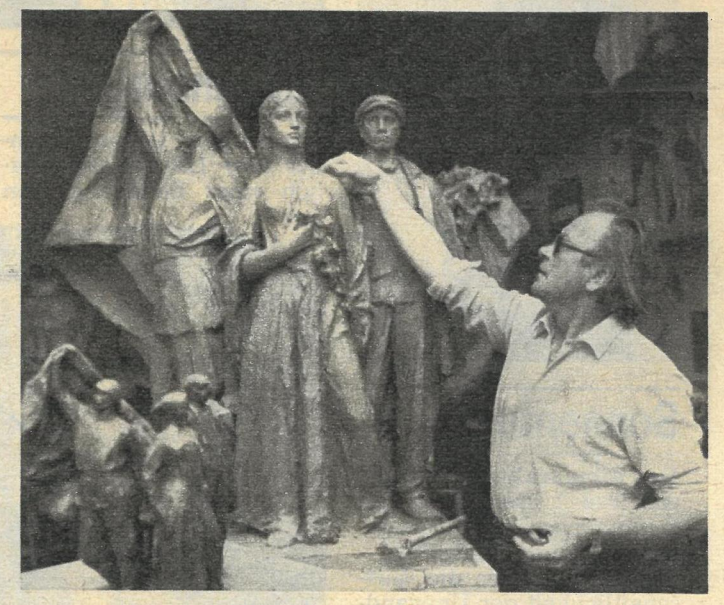
Werden Sie auf Antarktika überwintern?

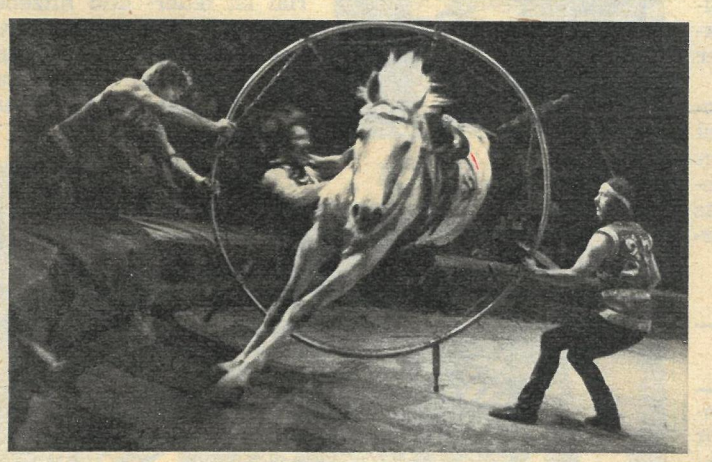
Die Feldarbeit von Geologen vollzieht sich vorzugsweise unter freiem Himmel. Und so bietet sich dafür allein der kurze Antarktis-Sommer an: von Mitte Dezember bis Mitte Februar – mit solchen Temperaturen wie bei uns in einem kernigen Winter.

Interview: Helmuth Pelzer

Bodenbesitzer

Sie hatten gute Gründe, zum überzeugenden Sieg der Sandinistischen Befreiungsfront Nikaraguas (FSLN) beizutragen: Die Bauern in der Provinz Matagalpa (Foto oben). Kurz vor den Wahlen war auch für sie die Agrarreform der Sandinisten Realität geworden, erhielten sie die Besitzurkunden über eigenes Land. Seit dem Sieg der Volksrevolution im Juli 1979 wurden aus den enteigneten Ländereien der Latifundistas und der Somoza-Clique rund eine Million Hektar Boden an landlose und landarme Bauern verteilt.



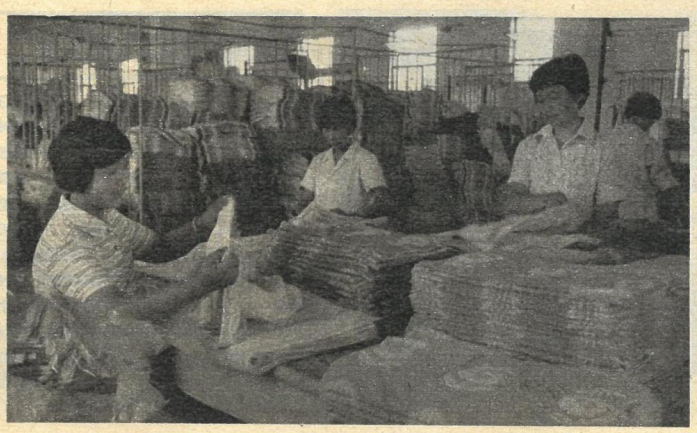


Spitzenreiter

Beim 10. Internationalen Zirkusfestival im Dezember in Monaco mit dabei: Dshigiten. Die Zirkusreiter gehören zu den drei sowjetischen Gruppen, die dort beste Zirkuskunst präsentieren werden.

Badeschlager

Gefragte Exportware sind die Badetücher, farbenfreudige Baumwollgewebe, aus der Boshen-Fabrik in Tschongming, der drittgrößten dieser Art in der Volksrepublik China. Einer der Hauptkunden: die UdSSR.

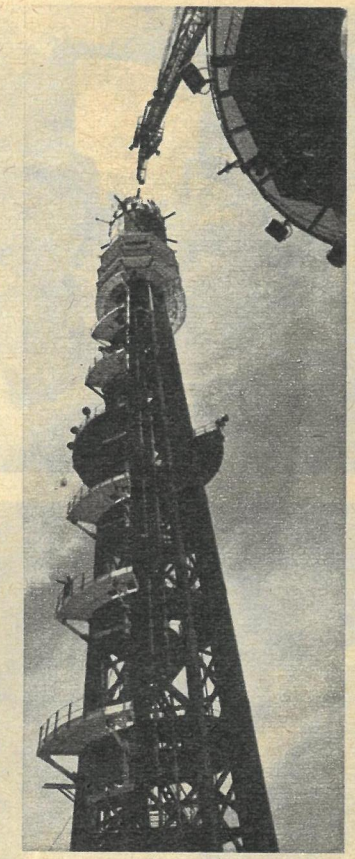


Meisterhand

Ein Denkmal entsteht in der Werkstatt des Bildhauers Arpád Račko. Es ist dem 40. Jahrestag der Befreiung des tschechoslowakischen Volkes gewidmet und wird am 9. Mai nächsten Jahres in der ostslowakischen Stadt Humenné eingeweiht.

Härtetest

Unter schwierigsten Bedingungen werden in Zweiwochenkursen die Rettungsschwimmer des Roten Kreuzes der ČSSR ausgebildet. Auch diese beiden (Foto oben) erhielten nach bestandenem Examen im eiskalten Wildwasser die Lizenz.

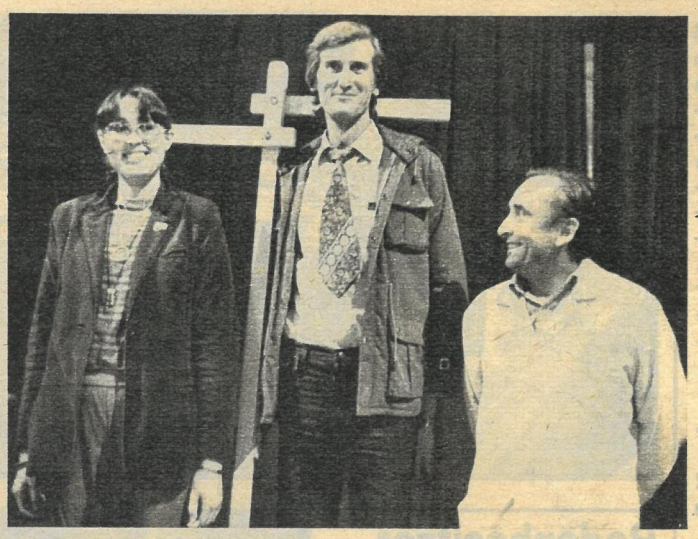


Sonnenturm

Das Atomkraftwerk „Krim" erhält seit geraumer Zeit Konkurrenz. In seiner Nachbarschaft entsteht – da Berechnungen die Wirtschaftlichkeit der Umwandlung von Sonnen- in Elektroenergie auch auf der Schwarzmeerhalbinsel nachwiesen – ein Heliokraftwerk. Ein Dampfkessel (Generator) krönt dessen 89-Meter-Turm. 6400 Heliostate, zur Hälfte bereits montiert, werden computergesteuert.

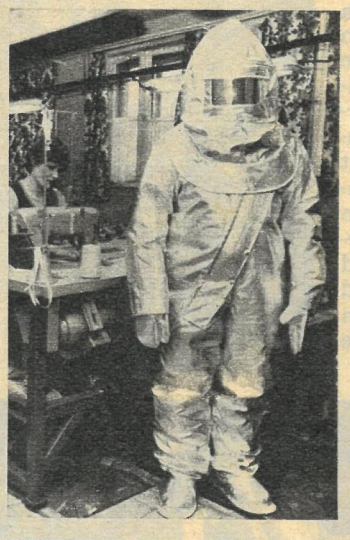
Eierofen

Bevor in Hernád (Nordungarn) ein Küken zur Welt kommt, schalten die Technologen in weißen Kitteln zunächst einmal eine Linie raffinierter Apparaturen ein (Foto rechts: ein Vorbrüter). Die jährliche Ausbeute ist enorm: zwölf Millionen piepsender Wattebäuschchen. Technik und Methoden, die die LPG „15. März" anwendet, sind in der Tat beeindruckend.



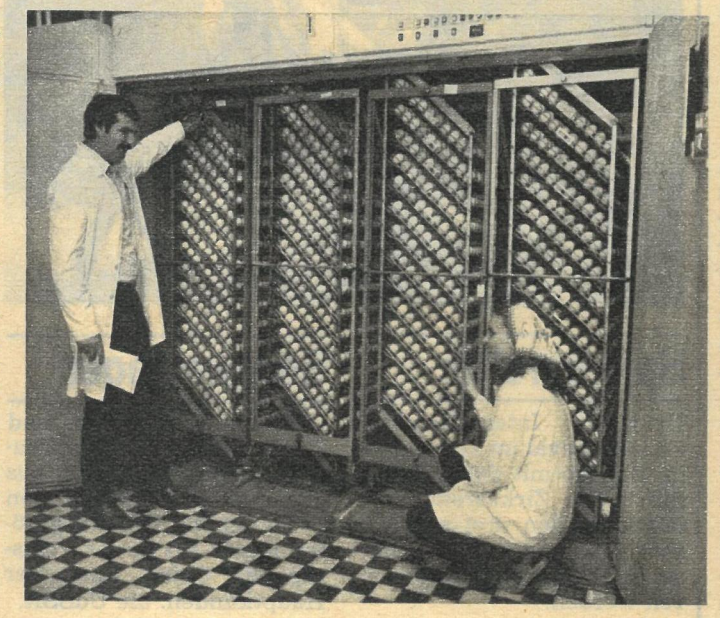
Riesenbürger

Frauen über 1,80 und Männer über 1,90 folgten kürzlich einer Einladung zum Treffen der Riesen nach Prag. Keine Dame war größer als Blanka Vraná (1,92 m). Als Längster der ČSSR wurde mit 2,10 Metern Miroslav Čvanda ermittelt.



Alulook

Maßgeschneiderter Roboter, Karnevalskostüm oder Raumanzug? Weder das eine, noch das andere. Ein Spezialanzug für die Feuerwehr ist's, hergestellt von den Näherinnen der Produktionsgenossenschaft in Varpalota (Ungarn). Die Kombination aus aluminiumbeschichtetem Material ist feuer- und hitzebeständig, ja sie soll den mutigen Männern an der Spritze sogar noch bei Temperaturen um 500 Grad Celsius Schutz bieten.



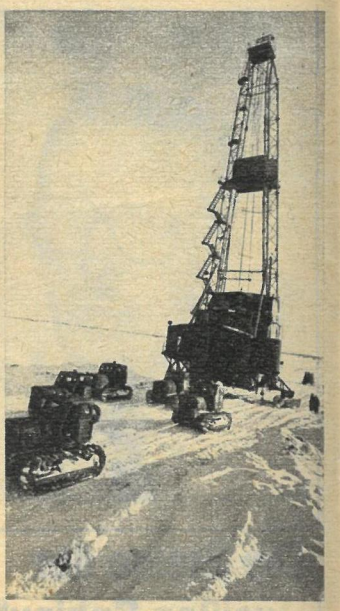
Etagenbrücke

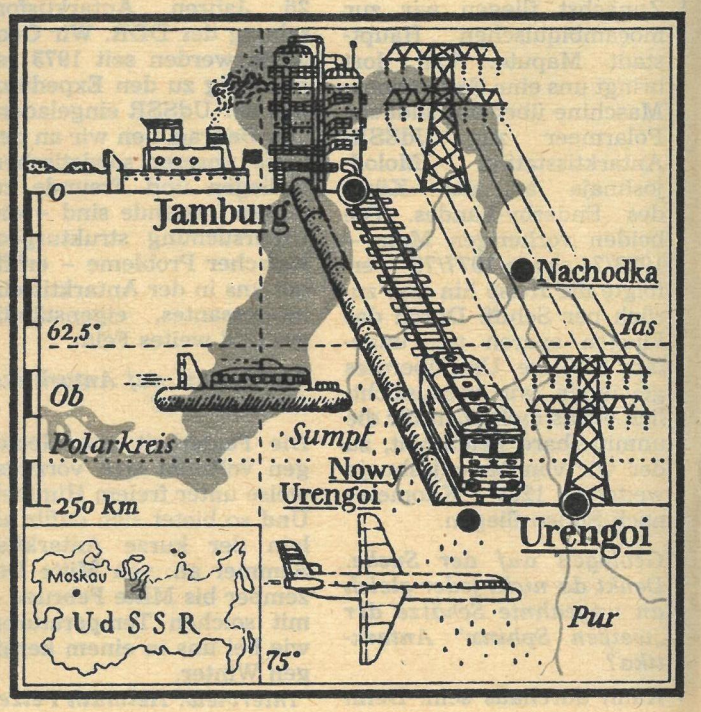
Über eine halbe Million Fahrzeuge passierten bereits die erst vor 9 Monaten freigegebenen zwei Spuren in der unteren Etage der Thang-Long-Brücke über den Roten Fluß (Vietnam). Die oberen vier Spuren dieses 1,7 Kilometer langen vietnamesisch-sowjetischen Bauwerks, wichtigstes Verkehrsvorhaben der SRV, sollen 1985 fertig sein.

Polartrassen nach Jamburg

Nur das Licht ihrer „rollenden Kraftwerke", der dieselgetriebenen Stromaggregate, erhellt ihnen den Weg. Schon einen Steinwurf vom unmittelbaren Baugeschehen entfernt, hüllt die Polarnacht alles in tiefste Finsternis. Und der Polarwinter schlägt den Männern Schnee- und Eisstürme entgegen – und extreme sibirische Kälte mit Frösten bis minus 60 Grad. Doch die Polarniki, woher auch immer sie aus dem Süden in den hohen Norden gekommen sind, kämpfen sich samt ihrer Bautechnik voran. Kilometer um Kilometer wachsen, ausgehend vom neuen westsibirischen Erdgaszentrum Nowy-Urengoi, die polaren Trassen durch die winterweiße Einöde der Tundra zur Jamburger Gasschatzkammer: Lebensadern für die künftige 10 000-Einwohner-Stadt, hundertfünfzig Kilometer nördlich vom Polarkreis. Gleichzeitig mit der im Frühsommer begonnenen ersten Pipeline und einer Energiefernleitung, die bereits im kommenden Jahr die stabile Stromversorgung sichern wird, legten bereits Anfang Oktober Eisenbahnbauer den ersten Schienenkilometer der künftigen „Polareisenbahn" Urengoi–Jamburg. Noch vorm Jahreswechsel werden sie sich bis zum Kilometer 40 nach Norden vorgearbeitet haben. Und zum ersten Mal in der Geschichte des sibirischen Eisenbahnbaus wird – voraussichtlich noch vor dem Sommer – ein Schienenstrang den Polarkreis überschreiten. Obwohl das neue Erdgasrevier auf der Tas-Halbinsel am Ob-Busen per Luftlinie lediglich rund 250 Kilometer von Urengoi entfernt liegt, veranschlagen die Bauleute der Pipeline-, Strom- sowie der Eisenbahntrasse jeweils etwa 400 Kilometer. Denn sie müssen nicht nur Hunderte von Wasserhindernissen überwinden, sondern mehrfach ausgedehnte Gebiete tiefer Sümpfe, Hügel und anderes „dramatisches Terrain" umgehen. Die Tundra zwischen Ob-Mündung und Tas-Halbinsel hält in Tiefen unter tausend Metern – auf einer Länge von wenigstens 170 Kilometern und einer Breite von nahezu 50 Kilometern – eine gleich mehretagige Erdgas-Schatzkammer bereit. Nach Medweshje und Urengoi (Bild oben) die dritte in Westsibirien und womöglich noch reicher als die beiden vorher. Experten sagen, selbst bei intensiver Förderung ist hier eine Reserve, ausreichend für viele Jahrzehnte. Schon im ersten Jahr des kommenden Planjahrfünfts, 1986, wird Erdgas aus Westsibiriens Reservoir Nr. 3 ins Pipeline-Netz des Landes strömen.

Boris Pankow





Leitfaden für Mordgesindel

Die Ungeheuerlichkeit ist dokumentarisch erwiesen: Jene „Contras", die meist vom benachbarten Honduras aus wie blutgierige Wölfe in Nikaragua einbrechen, werden nicht nur vom US-amerikanischen Geheimdienst CIA ausgebildet, ausgerüstet und operativ gesteuert, sie handeln, wenn sie brandschatzen und plündern, foltern und morden, „Zwischenfälle" inszenieren und terroristische Gewaltakte gegen staatliche Einrichtungen unternehmen nach detaillierten Richtlinien. Sie sind niedergelegt in einem Handbuch, betitelt „Psychologische Operationen im Guerilla-Krieg". Seit einem Jahr verteilt die CIA diesen Leitfaden des organisierten Terrorismus an ihre Söldner im schon längst nicht mehr verdeckten Krieg gegen das revolutionäre Nikaragua. Das 90 Seiten umfassende Machwerk basiert auf den Praktiken und „Erfahrungen" der berüchtigten „Green Berets" im Aggressionskrieg gegen die Völker Indochinas, der für die USA bekanntlich mit Schimpf und Schande endete. Während Reagans Sicherheitsberater McFarlane bieder die Version feilbot, das Handbuch sei das Werk „eines nicht festangestellten Mitarbeiters auf Kontaktbasis", entschlüpfte dem Präsidenten selbst im US-amerikanischen Fernsehen ein bemerkenswertes Eingeständnis. „Der Leiter der CIA-Dienststelle in Nikaragua", so sagte er, habe das Werk „begutachtet." Inzwischen verlautete aus Washington, es werde in der CIA „Verwarnungen", jedoch keine Entlassungen geben. Auch habe man die „Contras" ersucht, das Handbuch „als nicht mehr gültig" zu betrachten und ein anderes „empfohlen", das einen Verhaltenskodex für „herkömmliche Kriegführung" enthalte. Als Beschwichtigung der internationalen Öffentlichkeit gedacht, ist dies in Wahrheit deren Verhöhnung: Macht es denn einen Unterschied, ob die USA einen souveränen Staat, sein Volk und seine legitime Regierung mit herkömmlichen oder mit nicht herkömmlichen Mitteln mit Krieg überziehen? Die Washingtoner Administration, die 1981 lautstark den „Kreuzzug gegen den Terrorismus" verkündete, organisiert den Terror gegen das freie Nikaragua von Staats wegen.

Horst Schötzki

Vom Rücktritt zurückgetreten

Das drei Monate alte Foto, auf dem Jarmila Kratochvilova (rechts) ihrer Bezwingerin Marita Koch gratuliert, ist jetzt das zweite Mal aktuell geworden. Die zweifache tschechoslowakische Weltmeisterin und Weltrekordlerin hat den angeblich unumstößlichen Plan, am Jahresende '84 ihren Rücktritt zu verkünden, wieder fallengelassen und nennt dafür zwei Gründe: „Als ich damals auf dem Prager Strahov, in diesem wichtigsten 400-m-Rennen der Saison, nicht nur gegen Marita verlor, sondern sogar nur Fünfte wurde, fragte ich mich: Willst du so abtreten? Und ich machte mir Gedanken darüber, wie die empfindliche Niederlage eigentlich zustande kam. Meine schon Wochen währenden Rückenschmerzen wurden fast unerträglich, als ich mit letzter Kraft versuchte, gegen das unwahrscheinliche Tempo der Koch doch noch ein Gegenmittel zu finden." In den Tagen danach stellte Jarmila jedoch fest, daß die Schmerzen immer mehr nachließen, was sie neu motivierte und alle Rücktrittsgedanken in den Hintergrund stellte. „Und da machte ich erneut die schöne Erfahrung, wie wichtig es ist, nicht nur mit einer Niederlage fertigzuwerden, sondern auch Erfolgserlebnisse zu haben. Mit einem Mal war alles wie früher: Ich schlug in Brüssel, Köln und Rieti die US-amerikanische 400-m-Olympiasiegerin Valerie Brisco-Hooks, gewann über 800 m in Rom wie in Zürich, wo ich die vier Erstplazierten von Prag und die drei Medaillengewinnerinnen von Los Angeles hinter mir ließ. Und wie ich das machte: Nach einer Rundenzeit von nur 61,8 Sekunden siegte ich noch in 1:59,05 Minuten – mit 27 Sekunden für die letzten 200 Meter. Das war wieder die alte Jarmila. Seitdem bin ich fest entschlossen, zunächst für ein Jahr weiterzumachen. Mich locken die Hallen-Europameisterschaften im Winter, der Europa- und Weltcup im Sommer. Wenn sich dort meine Träume erfüllen, werde ich weitersehen..." So also ist der 1983 zu Hause in Golzuv Jenikov (Foto unten) FREIE WELT gegenüber bekanntgegebene „unwiderrufliche Rücktrittstermin" vorerst kein Gesprächsthema mehr. Freundin und Hauptkonkurrentin Marita Koch muß das geahnt haben, als sie auf dem Strahov sagte: „Das war kein Sieg gegen eine Jarmila, wie ich sie kenne. Ich hoffe sehr, daß wir uns 1985 gesund und munter wiedersehen..." Solche Zukunftsmusik wird auch nicht leiser, wenn Jarmila einschränkt: „Ich werde vor allem die 800 m laufen." Was Marita bestimmt nicht tut...

Jan Popper

● Erfahrenes

Lächeln ist etwas allgemein Menschliches. Mürrische Menschen mag man genauso wenig wie dunkle Herbstwolken.

Wladimir Sanin, Schriftsteller

● Am Rande

Dirigent und „Stimmerzieher" einer höchst munteren Sängerschar ist Fjodor Fomenko. Der heute Vierundsiebzigjährige hat – jahrzehntelang und ausdauernd seine Zeit damit verbracht, Kanarienvögeln das „gemeinsame Singen" beizubringen. Der gefiederte Chor des Vogel- und Sangesfreundes zwitschert sage und schreibe achtzig „pfiffige" Weisen. In seinem Repertoire: Walzer von Strauß sowie ukrainische und russische Volkslieder. Zu Opa Fjodors Mühe wußte einst Goethe schon Trost: „Das Lied, das aus der Kehle dringt, / Ist Lohn, der reichlich lohnet."

● Splitter

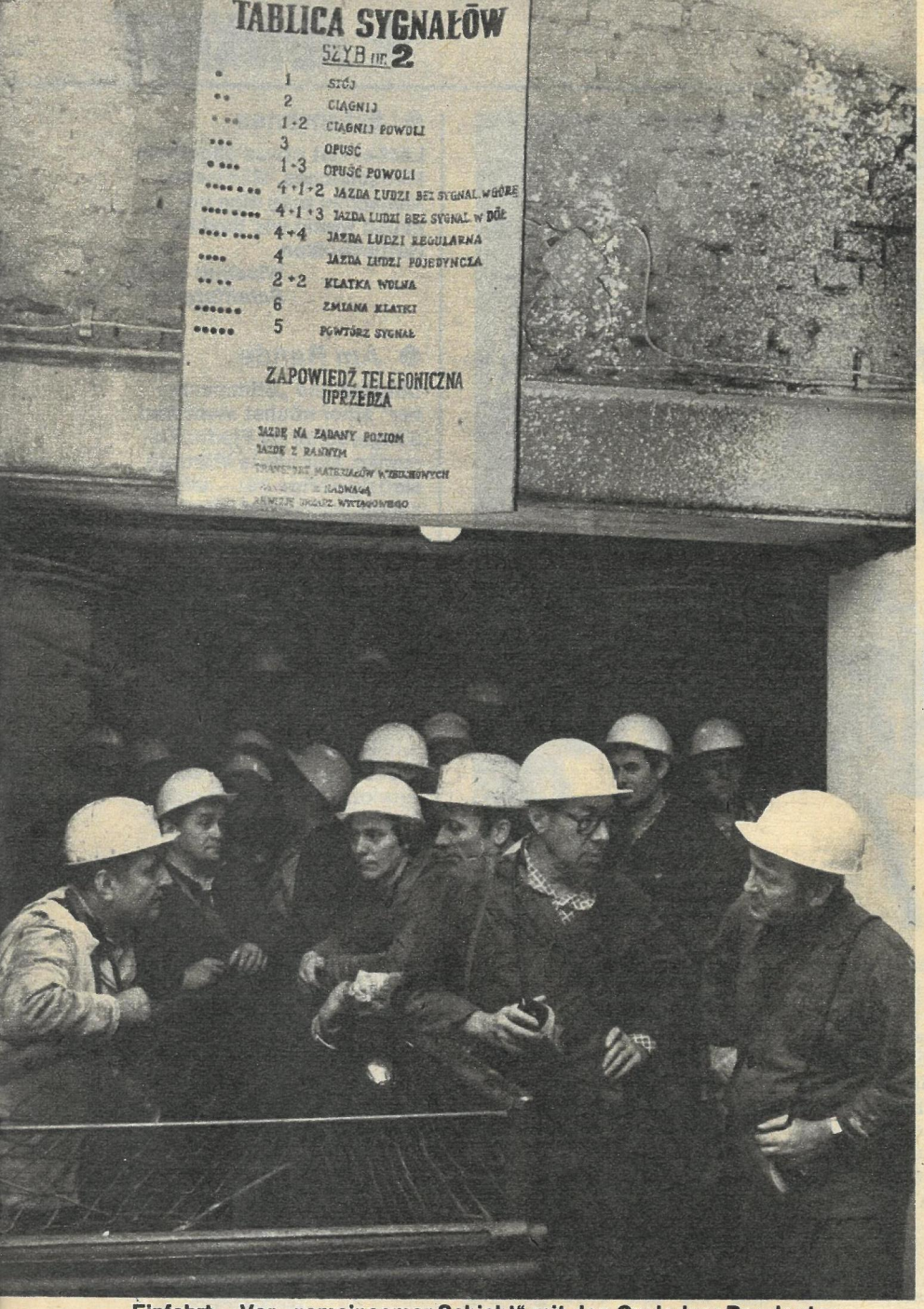
Auf einem TATRA 11, Baujahr 1924, bewältigte das Ehepaar Valuška aus Řevnice eine 10 000-km-Route durch die UdSSR. Im TATRA-Club Prag, einem der 45 Oldi-Clubs in der ČSSR, hatten sich die Valuškas gründlich auf den langen Trip vorbereitet.

Löwen streiften vor sechstausend Jahren auch durch Steppe und Wald an der Nordwestküste des seinerzeit noch namenlosen Schwarzen Meeres. Der Beweis sind jüngste Knochenfunde aus der Bronzezeit, isotopendatiert von Biologen aus Odessa.

Eine Bimmelbahn, die früher durch Debrecen fauchte, machte neulich noch einmal Dampf auf. Nostalgie-Trumpf aber war: Das Fahrgeld wurde von leibhaftigen Schaffnern, flott und danke schön sagend, kassiert.

Redaktion: V. Hempel, H. Obuchoff; Fotos: P. Meißner (2), D. Christel, R. Weise, TASS/Nadeshdin, Dudtschenko, APN, ZB/ČTK (3), ZB/MTI, ZB/VNA, ZB/Xinhua; Karte: H. Larisch.

Einfahrt in die ‚Rote Garde'



Einfahrt – Vor „gemeinsamer Schicht" mit den Czeladzer Bergleuten.

Der Anschläger signalisiert an diesem Vormittag eine zusätzliche Seilfahrt. Mit drei Metern in der Sekunde reisen wir in die Tiefe. Andrzej Cyrek, Leiter der Grube, führt uns sodann 320 Meter unter der Stadt auf dunklen Wegen bergan, durch enge Labyrinthe, hin zu den Abbaufeldern.

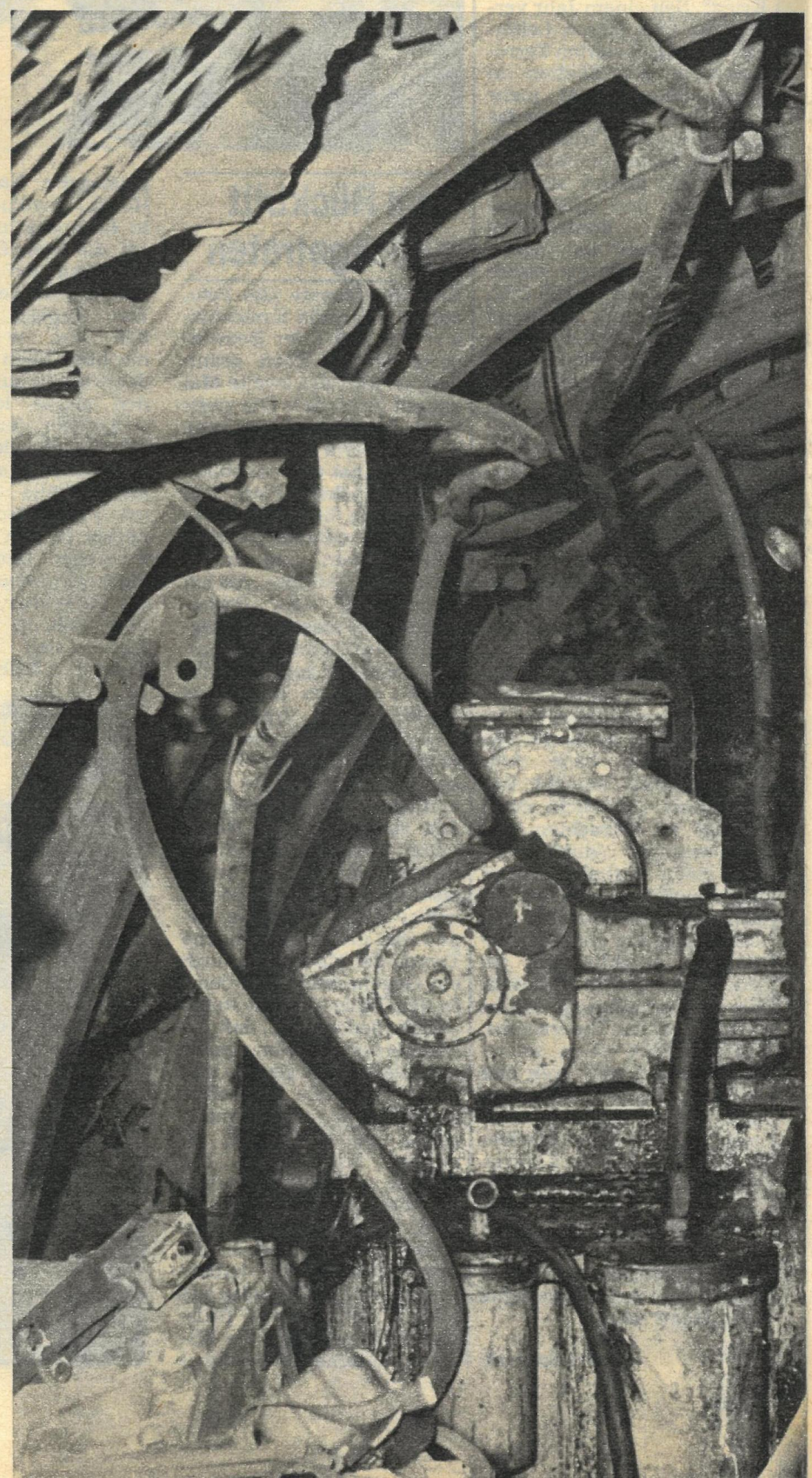
Kupferkumpel im Kohleschacht. Bergarbeiter unter sich. Fragen auf dem Weg. Zuerst fachliche. Wie hoch die Norm sei, wollen die Mansfelder wissen. „Sechs Kubikmeter pro Schicht", antwortet Andrzej Cyrek. Und die Stärke des Wassereinfalls interessiert. „Lediglich zehn Liter pro Stunde." Die könnt ihr ja wegtrinken! Wie lange die Vorräte reichen? „Das hier sind Restflächen. Ein neuer Schacht ist schon geteuft: 750 Meter tief. Er bringt neben höherer Produktivität auch bessere Arbeitsbedingungen."

Kohle fließt auf dem Förderband an uns vorüber. Die Kombine schält das schwarze Gold aus der Wand. „Wir legen Wert auf große Stücke, kommen somit den Wünschen unserer Exportkunden entgegen." Kohle, wieder wichtiges Exportgut, chemischer und energetischer Grundstoff. Der Kohlenbergbau ist und bleibt ein Schlüsselzweig der polnischen Wirtschaft. Deshalb war er auch ein besonderes Ziel der zersetzerischen Aktivitäten der Feinde des Sozialismus.

Weiter durch die Grube, weitere Fragen, weitere Antworten. „Mit der Kohle geht's bergauf!" sagt der Grubenleiter. Er meint es nicht nur fördertechnisch. Im Jahre 1983 gewannen die über 60 polnischen Steinkohlengruben 191 Millionen Tonnen Kohle. Das waren 5 Millionen mehr als im Jahre 1982. Und in diesem?

„Es neigt sich ein Jahr dem Ende zu, in dem es uns höchstwahrscheinlich gelingen wird, die Planaufgaben zu überbieten", sagte Wojciech Jaruzelski, Erster Sekretär des ZK der PVAP jüngst auf dem 17. Plenum. „Die Waage hat sich also unserer Seite zugeneigt, auf die Seite des Sozialismus." Was die Kumpel der „Roten Garde" dafür tun, wiegt schwer. Es ist mehr als geplant, denn Ende November, so schätzen die Genossen der Grube, werden sie die Förderziele des Jahres erreichen. Dank guter Arbeitsmoral, hoher Disziplin und Sicherheit.

1985 feiert der Schacht seinen



Begegnungen im Katowicer Kohlenrevier. In der Grubenstadt Czeladz machte im August 1983 eine von Erich Honecker geleitete Partei- und Regierungsdelegation während ihres Besuchs der Volksrepublik Polen Station. Sie traf sich mit den Bergarbeitern der Grube „Rote Garde", würdigte deren Leistungen in schwerer Zeit, regte zum Erfahrungsaustausch zwischen Betrieben unserer Länder an... Im Oktober 1984 begleitete FREIE WELT Bergarbeiter des Sangerhäuser Thomas-Müntzer-Schachtes zu Kumpeln der Kohlenstadt Czeladz.

Mineralkunde – Grubenleiter Andrzej Cyrek (4. v. l.) zeigt den Gästen Schätze aus dem Berg.

Vor Ort – Kohlegewinnung mit technischer Hilfe in 320 Meter Tiefe.

100. Geburtstag. „Dann kommen wir wieder, bringen Blumen mit!" Blumen aus der Rosenstadt Sangerhausen, mit der die Czeladzer Stadtväter künftig auch auf kommunalem Gebiet zusammenarbeiten möchten. In diesen 100 Jahren, notieren die Mansfelder, haben die „Rote Garde" und die Stadt Traditionen im revolutionären Kampf. Im roten Kohlengebiet Polens organisierten die polnischen Arbeiterparteien die ersten Klassenverbände der Bergleute. Hier wurden 1918 während revolutionärer Erhebungen Arbeiterräte ausgerufen. In Czeladz gab es Ende der zwanziger Jahre den einzigen kommunistischen Stadtrat in ganz Polen... Und während der konterrevolutionären Ereignisse, so erfahren die Mansfelder Kumpel, behielt die Partei auf der Grube ihre Autorität unter den Bergleuten.

Rotes Czeladz – rotes Mansfeld. Gleiche Vorzeichen. Logisch, daß sie einander ihre Erfahrungen weitergeben. Im April sahen sich vierzig Kollegen der „Roten Garde" im Thomas-Müntzer-Schacht um. Studierten dort die Partei- und Gewerkschaftsarbeit. In den Sommermonaten reisten Bergarbeiterkinder zueinander, genossen die Ferien im anderen Land. Urlauber reisten hin und her. Nun setzen vierzig Mansfelder den Erfahrungsaustausch fort. Im Dezember werden die Partnerschaftsverträge fürs neue Jahr unterzeichnet.

Dazu Parteisekretär Adam Bednarczyk: „Unsere Zusammenarbeit ist ein Beispiel für den sozialistischen Internationalismus. Auch diese enge Verbindung, die wir hergestellt haben, gefällt den Imperialisten nicht. Sie versuchen, sie weiterhin zu stören. Deshalb müssen wir unsere Zusammenarbeit vertiefen und wachsam sein."

Der Anschläger signalisiert eine neue Seilfahrt. Die zweite Schicht fährt ein. Sie begleitet ein herzliches Mansfelder „Glück auf!".

Wolfgang Tautenhahn (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

Der Wartesaal vom Salpausselkä

Wjatscheslaw Wedenin (Sowjetunion), einer der besten Skiläufer aller Zeiten, gehörte 1971 – mit Startnummer 2 – zu den Schlüsselfiguren eines Experiments: des Massenstarts im 50-km-Marathon (unsere Fotos). Jetzt soll der „publikumswirksame Skilauf" erneut erprobt werden. Wie lautet darüber das Urteil von damals?

Als Anfang März 1971 im Salpausselkä-Skidorado von Lahti die Funktionsfähigkeit eines Massenstarts im 50-km-Langlauf begutachtet werden soll, spricht FIS-Präsident Marc Hodler von einem Experiment. Er weiß, wie sehr die Brauchbarkeit und Zukunftschance dieser Idee davon abhängen, was die Läufer an Erfahrungen mitgebracht haben, wenn sie im Ziel sind – wenn sie als „Testpiloten" gültige Auskunft über den Versuch geben können, die Besten der Welt einmal „auf Tuchfühlung" miteinander kämpfen zu lassen.

Die Zuschauer, denen zuliebe das neue Werbeplakat für den „attraktiveren Skilauf" entworfen wird, machen sich über Wohl und Wehe eines Massenstarts nun auch auf höchster Leistungsebene keine so tiefschürfenden Gedanken wie dessen Erfinder. Sie frohlocken und jubeln, als das Abenteuer seinen Anfang nimmt. Das ist was für sie: Ein Startschuß, alles rennt los, hautnaher Kampf Mann gegen Mann, die elektronische Zeitnahme nur noch statistisches Beiwerk: Wer als erster wiederkommt, ist der Sieger! In der Gewißheit, daß versammelt ist, was in der weißen Spur Rang und Namen hat, merken sie auch nicht, wie die Schweden Lundbäck und Larsson, die Finnen Mieto, Karjalainen und Repo, der Italiener Nones und der sowjetische Skigardist Skobow ihre Startnummern wieder abgeben. Womöglich von düsterer Ahnung befallen, wollen sie nur noch zugucken.

Alle anderen aber sind angetreten wie zur Parade: Ein Riesenfeld von elitärer Größenordnung steht in 36er Reihen auf dem Startplatz. Ein Stelldichein gegenwärtiger und künftiger Olympiasieger und Weltmeister, vor allem aber von Galionsfiguren des Marathon auf Skiern – wie Wedenin und Oikarainen, Tyldum und Grimmer, Hjermstad und Woronkow, Taipale und Klause… Doch als nach drei Stunden und vierzig Minuten der Letztplazierte des Rennens ins Ziel kommt, stellt sich heraus, daß nur 33 Läufer das „große Abenteuer von Lahti" überstanden haben. Die anderen – zwei Drittel eines Feldes, das am Start so viel Glanz und Gloria ausgestrahlt hatte – sind unterwegs steckengeblieben oder an

den neuralgischen Ecken der Strecke in die Knie gegangen. Vor Schwäche. Mit Skibrüchen und falschem Wachs unterm Brett. Aus Wut über die Gänsemärsche die Berge hinauf. Vor entnervender Ungeduld in den zugigen Wartesälen der Abfahrten, wo viele Läufer aus Angst vor „Auffahrunfällen" stehenblieben und sich der hartgesottene Tempomacher und Taktiker Tyldum oft umschaute, ob ihm auch niemand ins Kreuz fuhr. Schließlich auch gescheitert in einem wie mit Mühlsteinen zerriebenen Schnee, der einem wie Sand durch die Finger rann. So verpuffte die Liebe zum Neuen bei denen, die sie eigentlich wecken sollten. Wie konnte das passieren?

★

Ohne eine Startfolge ist das ein Rennen ohne Drehbuch. Aber es hat ein Bühnenbild. 200 Meter nach dem Start schwenkt das Feld, wie ein Musikkorps, in eine scharfe Linkskurve ein. Dann steht es vor einem langen und steilen Anstieg. Oben angekommen, haben die „Unbekannten" aus den hinteren Reihen bei dem Geschiebe und Gedränge schon ihren Rhythmus verloren. Von der Weltelite über den Berg gehetzt, laufen sie nur noch auf zwei Töppen. Ganz in Familie, gehen die „Großen" des Skilaufs nun ihre eigenen Wege. Aber sie werden nicht froh dabei: Als sich die zahllosen Gleise vom Startbahnhof langsam verlieren und sich die Spuren zusammendrängen, leiden sie in der bedrückenden Bewegungsenge an Platznot. Die Gänsemärsche beginnen…

Ein paar Kilometer weiter wieder ein Anstieg, 200 Meter lang und beiderseits von Felsen begrenzt.

Am Ende dieser Drachenschlucht, als die Läufer nach Grätenschritt und Schlangestehen nur mit Mühe ihren Rhythmus wiederfinden, führen die Norweger mit ihrer quantitativen Übermacht eine Vorentscheidung herbei. Sie verschaffen Hjermstad freie Bahn und machen es wie im Straßenradsport: Sie bremsen das Feld, parieren die Angriffe vor allem von Wedenin und Grimmer, bringen die Schrittfrequenz ihrer Jäger durcheinander – bis ein gestandener Mann wie Weltmeister Oikarainen keine Kraft mehr hat und der Tortur ein Ende setzt: „Ich fragte mich immer, gehst du noch zehn Kilometer mit oder nicht? Aber dann fliegst du sowieso auf, sagte ich mir, trat zur Seite und klappte die Bügel auf."

Doch in Wjatscheslaw Wedenin finden die Norweger ihren Meister. Als ihrem Dreifachsieg scheinbar nichts mehr im Wege steht, setzt der Allerweltskerl aus Moskau dem Taktik-Clou von Tyldum und Co. ein Ende. Als sich die langen Schlangen aufgelöst haben, bläst er zum Sturm und stößt vom Platz 19 beim Kilometer 15 auf Platz 2 im Ziel vor. Nur Tyldum hält ihm noch stand. Nach drei Stunden, zehn Minuten und zwanzig Sekunden kommt der nordische Holzfäller zum Ziel, wo er becherweise glühheißen Tee trinkt – als habe er nach langem Durstmarsch durch die Wüste endlich eine Oase gefunden. Drei Stunden und zehn Minuten – eine endlos lange Zeit für einen Skimarathon unserer Tage. „Ich hab' zwar gesiegt", sagt Tyldum, „aber begeistert bin ich nicht. Der Massenstart bringt zu viele Komponenten ins Rennen, die wir Skiläufer sonst gar nicht kennen. Auch die Art Taktik, wie wir sie anwandten. Wir wollten sie gar nicht und merkten davon auch nichts. Aber weil wir zu fünft vorn waren, ergab sich das von selbst."

★

Bei einem abendlichen Umtrunk wird die Manöverkritik fortgesetzt. „So geht's nicht!" sagt der Finne Hannu Taipale, einer der Aussteiger. „Ich hoffe, das war das erste und letzte Mal." Weltmeister Oikarainen bekennt, daß die Zuschauer viel mehr von diesem Rennen hatten als die Läufer: „Uns war das alles zu eng. Wir brauchen viel mehr Raum, um ein solches Experiment zum Erfolg zu führen." Genauso sieht das Wjatscheslaw Wedenin: „Wo so viele Weltklasseläufer am Start sind wie in Lahti, dort löst sich das Feld zu spät auf. Um hier gleiche Bedingungen zu schaffen, müßten auf den ersten zehn bis 15 Kilometern vier bis fünf Spuren gelegt werden. Bei einer geistert zuviel Taktik durch die Reihen. Da wird's im Skilauf wie beim Radsport." Der Haudegen Odd Martinsen beklagt den durch einen Massenstart verlorengehenden Laufrhythmus: „Dabei schleicht sich, ohne daß man's gleich merkt, die Müdigkeit ein. Mit einem Mal kannst du nicht mehr..."

Gerhard Grimmer, der unverdrossen an der Kette zerrte: „Niemand ließ mich vorbei. Oft, wenn ich überholen wollte, stellten sich mir auf dem viel zu engen Raum Stöcke in den Weg." Sein Trainer Hannes Braun sah auch Gert-Dietmar Klause laufen – im Verfolgerfeld, wo der Klingenthaler seine normale Schrittfrequenz nicht entfalten konnte. „Dazu hätte er vorn sein müssen, so aber wurde er im Pulk durcheinandergeschüttelt. Der Massenstart verdirbt das Tempogefühl." Klause selbst: „Auf den Anstiegen dachte ich manchmal, jetzt bleiben alle stehen."

Schließlich sagt an diesem Abend auch FIS-Präsident Marc Hodler seine Meinung: „Es war ein Experiment mit diesem Massenstart. Wir werden so etwas offiziell nun nicht einführen. Schon beim nächsten Mal wird wieder wie immer gelaufen. Es besteht die Gefahr, daß die Taktik die Oberhand gewinnt. Und Taktik in dieser Weise ist für den Skilauf nichts..."

★

Und nun? Nach dreizehn Jahren ein neuer Versuch? Bis 1987, einem Weltmeisterschaftsjahr, möchte die FIS die Idee von Lahti wieder aufleben lassen. Was aber hat sich seither verändert? Gibt's mehr Spuren auf dem Parcours? Wird das Regiment der Taktik gebrochen? Und, was noch wichtiger ist: Wie ordnet sich in einen Massenstart der Weltelite die Tatsache ein, daß die Läufer heute viel schneller sind als damals? 1971 war am Salpausselkä auch der Finne Pauli Siitonen mit von der Partie. Er wurde sogar Sechster. Inzwischen gilt er als Erfinder des halben Schlittschuhschritts, einer von den Läufern teils verpönten, teils beherrschten Fortbewegungsart, die wegen des ständigen Abstoßens mit einem Ski sowohl enorm tempofördernd wie auch gefährlich ist.

Auf einem zugefrorenen See bei Lake Placid lief der US-Amerikaner Bill Koch in diesem Stil die 50 Kilometer in weniger als zwei Stunden! Zu den Olympischen Spielen von Sarajevo stellte der Schwede Gunde Svan technisch sogar Koch in den Schatten – und siegte dreimal! Bei einem Massenstart könnte der nach wie vor zugelassene Siitonen-Schritt zu einem großen Problem werden, vielleicht sogar zu einem unlösbaren. Gerhard Grimmer sagte kürzlich, es sei töricht, sich neuen Ideen zu verschließen und allemal richtig, alte Zöpfe abzuschneiden und den Skilauf noch anziehender zu machen. „Aber es darf nicht nur einer was davon haben..." *Hans Richard Vollbrecht*

Fotos: Sundström (2)

FREIE Welt

Aktuelles

Als Neuheit bietet das Reisebüro der DDR Kurreisen nach Dagomys an der Schwarzmeerküste an. Es handelt sich dabei um Erholungsaufenthalte mit prophylaktischer oder Heilbehandlung in der neuen Poliklinik des Ferienzentrums nördlich von Sotschi. Reisezeit: November bis Mai. Die Festlegung der Therapie erfolgt nach der Arztkonsultation am Ort. Für die Buchung einer solchen Reise ist ein ärztliches Gutachten des Heimatarztes nicht notwendig. Vorinformationen zu Indikationen und Gegenindikationen geben die Zweigstellen.

Reisedepesche

Intourist und die Reisebüros der sozialistischen Länder unterzeichneten die Jahresprotokolle über den Touristenaustausch 1985. In den Dokumenten sind ein bedeutender Zuwachs an Ferienplätzen und der weitere Ausbau aller Reisearten wie Gruppen-, Einzel- und Jugendtourismus sowie Erholungs- und Kurreisen vorgesehen. Anläßlich des 40. Jahrestages des Sieges über den Faschismus bereitet Intourist Jubiläumsrouten und -programme vor. Diese Reisen führen in 46 Städte, darunter nach Leningrad, nach Moskau und in alle anderen Hauptstädte der Unionsrepubliken sowie in alle Heldenstädte.

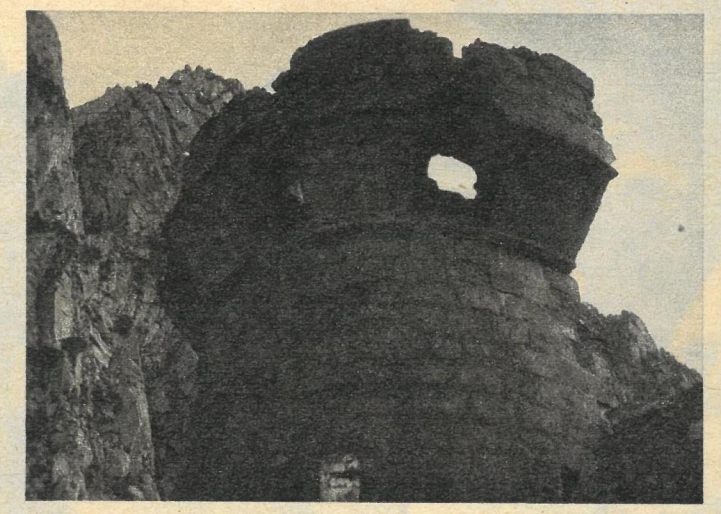
Fotos: Peter Meißner, TASS/V. Christoforow; Vignette: Hille Blumfeldt; Karte: „Reise in die UdSSR", Redaktion: Norbert Kaiser

Insel-Museum

Auf der Dnepr-Insel Chortiza, die unter Denkmal- und Naturschutz steht, wurde ein Museum der Geschichte der Stadt Saporoshje eröffnet. Auf einer Fläche von 2000 Quadratmetern sind etwa 4000 Exponate zu besichtigen: Polowezer Götzen aus vorchristlicher Zeit, eine historische Schiffbauerwerkstatt, ein Diorama mit Schlachtszenen aus dem 10. bis zum 17. Jahrhundert sowie Kleidung und Hausrat der ersten Ansiedler des Gebietes. Außerdem Dokumente und Fotos, die vom opferreichen Kampf bei der Befreiung von faschistischer Okkupation berichten. Der Besuch des neuen Museums und interessante Wanderungen durch das Naturschutzgebiet hat Intourist in die Landprogramme der Dnepr-Kreuzfahrten aufgenommen.

Aus Natalies Zaubersprüchen:

Erzähl' mir von Deiner Reise, und ich sage Dir, wer Du bist.



Am wilden Terek

im Nordkaukasus steht diese Ruine eines wehrhaften Schlosses der Zarin Tamar, für internationale Touristen eines der Wahrzeichen der Georgischen Heerstraße. Dieser 208 Kilometer lange Paßweg über den Hauptkamm, der die Städte Ordshonikidse und Tbilissi verbindet, wurde in den letzten Jahren rekonstruiert und modernisiert. Neue Tunnel und asphaltierte Abschnitte verkürzen die Fahrzeit um zwei auf fünf Stunden. Uferbefestigungen am Terek und Lawinenschutzgalerien machen die Straße vor Natureinwirkungen sicherer.

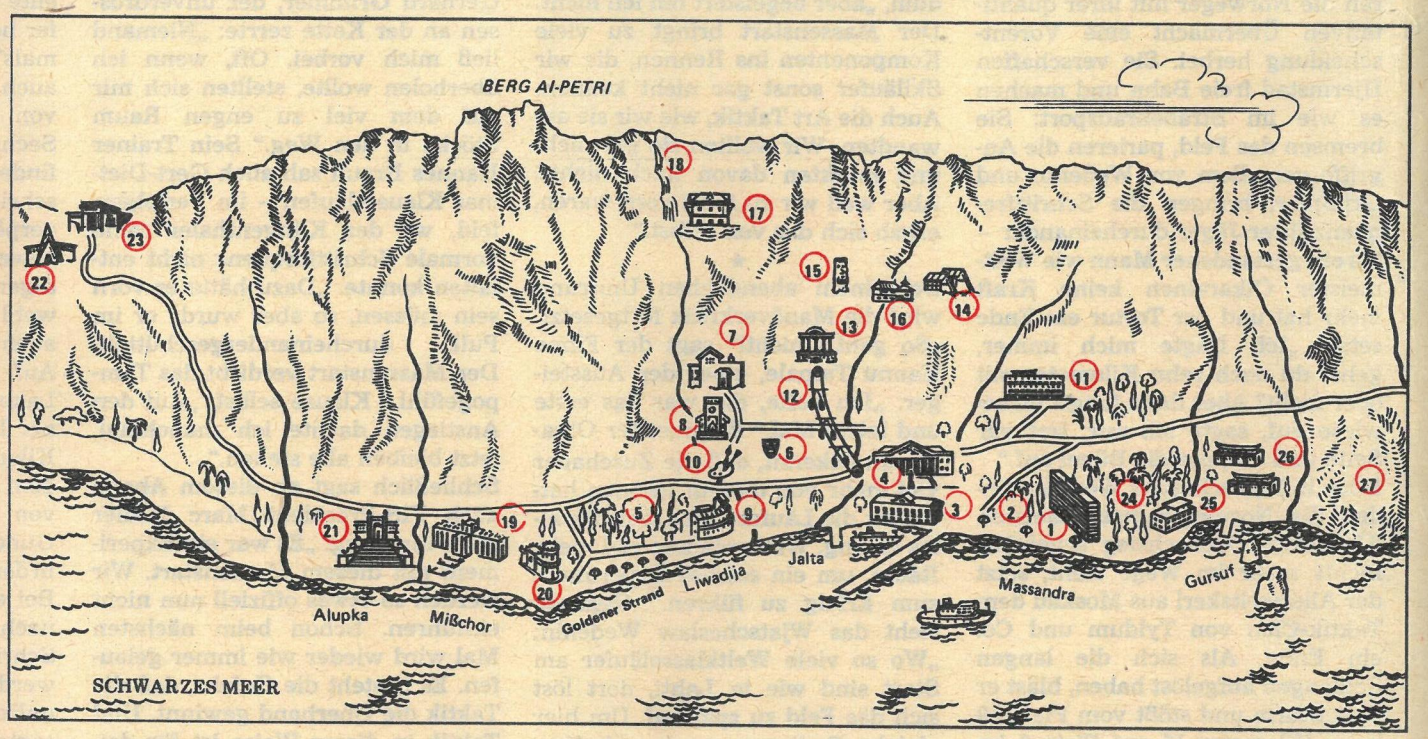
Im Jahr der Maus

Die Zeit – kein Begriff, der einfacher und zugleich schwieriger wäre. Die verschiedenen Völker messen sie auf ihre Art und Weise. Für die Japaner ist 1984 das 59. Jahr, für die sunnitischen Mohammedaner das Jahr 1404, für die Hindus das Jahr 1905, für die Thailänder das Jahr 2527. In den Ländern des Westens haben Sonnen- und Mondkalender weite Verbreitung gefunden. Im Osten sind von eh und je astronomische Erscheinungen der Planetgiganten Jupiter und Saturn für Kalenderzyklen herangezogen worden. Für viele Völker des Fernen Ostens und Südostasiens steht das gegenwärtige Jahr unter dem einheitlichen Kalendersymbol der Maus bzw. Ratte, das zu dem weit verbreiteten Jupiterkalender mit Tiersymbolen gehört. Bereits in den Anfängen der Zivilisation bemerkten die nomadisierenden Viehzüchter, daß der Jupiter innerhalb von 12 Jahren eine volle Bewegung um die Sonne vollzieht. Da sich die Tiersymbole alle 12 Jahre wiederholen, kommen noch weitere Unterscheidungsmerkmale hinzu. Jeweils 5 und 12 Jahre sind zu einem 60jährigen Zyklus zusammengefaßt.

Aus „Sa rubeshom"

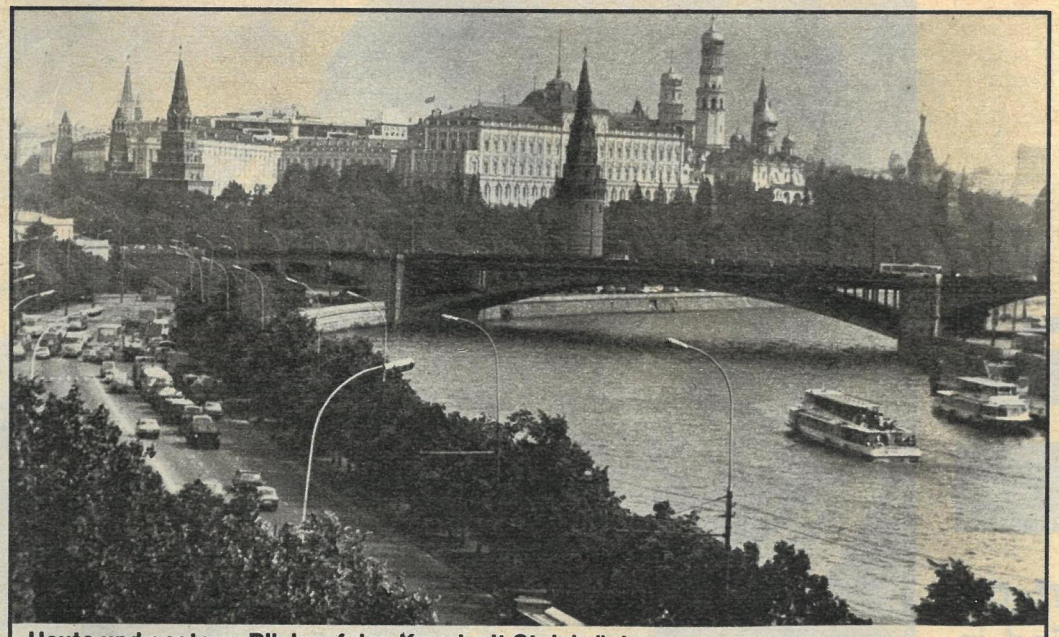
Lukullus zu Ehren

Im Moskauer Hotel „Kosmos" wurde der 2. Allunions-Wettbewerb junger Köche, Konditoren, Kellner und Barmixer ausgetragen.
14 Mannschaften aus verschiedenen Städten und Unionsrepubliken wetteiferten in der Kunst, komplette Menüs augen- und gaumenfreundlich zu servieren.
Den ersten Preis erhielt das Team aus Leningrad für ein ausgewähltes Diner in orgineller Dekoration, das die Zeitschrift „Reise in die UdSSR" außerdem mit ihrem „Guten-Appetit-Diplom" würdigte.



Die Südküste der Krim

1. Hotel „Jalta"
2. Massandra-Park
3. Hafen
4. Lenin-Platz
5. Primorski-Park
6. Tschechow-Theater
7. Tschechow-Gedenkstätte
8. Heimatkundemuseum
9. Hotel „Oreanda"
10. Ausstellungssaal
11. Busstation
12. Drahtseilbahn
13. Restaurant „Gorka"
14. Motel-Camping „Poljana skasok"
15. Museum „Poljana skasok"
16. Restaurant „Gorny rutschej"
17. Restaurant „Lessnoi"
18. Wasserfall Utschan-Su
19. Sanatorium „Ukraina"
20. Schloß „Schwalbennest"
21. Woronzow-Palast
22. Restaurant „Schalasch"
23. Baidary-Tor
24. Botanischer Nikitski-Garten
25. Internationales Jugendlager „Sputnik"
26. Artek
27. Aju-Dag (Bären-Berg)



Heute und gestern: Blick auf den Kreml mit Steinbrücke

Rekonstruierte Straße des 25. Oktober, ehem. Nikolstraße

Moskauer Ansichten

Die erste Aufstellung der in Moskau zu schützenden Architekturdenkmäler wurde 1934 bestätigt. Der Vergleich heutiger Fotos mit Radierungen und Gemälden aus dem vorigen Jahrhundert zeigt die städtebauliche Entwicklung im Zentrum, die sich an den markanten überkommenen Strukturen orientiert. Grundlage der gegenwärtigen Rekonstruktionsarbeiten ist das Gesetz über Schutz und Nutzung historischer und kultureller Architektur von 1976. Restauriert sind inzwischen u. a. Gebäude, Mauern und Türme des Kreml, das Bolschoitheater, eine Vielzahl von Bauten im zentralen Stadtbezirk Sarjadje, Ensembles in Kolomenskoje, Kusminki und Ostankino sowie die Parkschloßanlage in Kuskowo, über die wir in einem der nächsten Hefte berichten werden.

Bis 1990 soll auch der nördliche Teil der drei Kilometer langen Gorkistraße erneuert werden. Am Revolutionsmuseum, vor der Oktoberrevolution der Englische Klub, stehen die Arbeiten vor dem Abschluß. Neubauten sollen noch vorhandene Lücken ausfüllen. Die Bebauung aus dem vorigen Jahrhundert wird saniert, um den repräsentativen Charakter der einstigen Handels- und Geschäftsstraße zu erhalten. Geplant sind Werkstätten und Einkaufszentren, Restaurants und Cafés, Modesalons und Ausstellungshallen, die die historische Spezifik der berühmten Magistrale zwischen dem Platz der Revolution und Belorussischem Bahnhof betonen sollen.

Vogelperspektive von der Blagoweschtschenski-Kathedrale

„Gegenüber standen die Sphinxe, meine ständigen Begleiter während der letzten zwölfeinhalb Jahre meines Lebens... Sie sprachen zu mir von der 3500 Jahre alten Vorgeschichte der Menschheit. Die wirkliche Geschichte der Menschheit liegt vor uns..."
G. A. Knjasew

Hier haben Menschen Tagebuch geführt, die täglich den Tod vor Augen hatten — Tod in jeglicher Gestalt, durch Bomben und Granaten, durch Auszehrung und Hunger. Eine vom Feind eingeschlossene Stadt: LENINGRAD, im Großen Vaterländischen Krieg. Die Schriftsteller Daniil Granin und Ales Adamowitsch sammelten jahrelang Tagebuchaufzeichnungen und Berichte Leningrader Bürger aus der Zeit der Blockade und schufen daraus ein erschütterndes Buch menschlichen Leidens und Triumphierens. Es erscheint jetzt in der Übersetzung von Ruprecht Willnow im Verlag Volk und Welt Berlin. FW stellt das Buch in Auszügen vor.

Daniil Granin
Ales Adamowitsch

Das Blockadebuch

Einmal unterhielt ich mich in Minsk mit Konstantin Simonow darüber, wie er sammelte, was Soldaten, Träger des Ruhmesordens, erzählten, und wie er die Erinnerungen der Marschälle niederschrieb... „Wir müssen wenigstens noch alles aufschreiben, was möglich ist", sagte Konstantin Simonow... Er hatte recht. Dank seiner Energie wurden Zeugnisse einfacher Soldaten und großer Heerführer gesammelt... Obwohl wir der Leistung Simonows den gebührenden Respekt erweisen, konnten wir unsere Zweifel doch nicht ganz loswerden: Worin bestand der Sinn **unserer** Arbeit am Blockadebuch? Wozu diese Unmenge menschlichen Leids ans Tageslicht bringen? Die Geschichte hat doch der Leningrader Blockade bereits alles Nötige entnommen, um ihrem Heldentum und ihrer Tapferkeit ein Denkmal zu errichten – was wollten wir noch?

Uns interessierten die **Quellen.** Wir wollten wissen, warum die verschiedensten Menschen für den Sieg jede Entbehrung auf sich nahmen, wie sich der Geist der Standhaftigkeit, des Widerstands, der Unbeugsamkeit in oft hoffnungsloser Lage herausbildete und die Menschen ihre Würde bewahrten. Wir wollten den realen Prozeß kennenlernen, der nicht von der Kenntnis des späteren Sieges korrigiert war. Die einzige Möglichkeit, zu erfahren und aufzudecken, was damals in den Menschen vorgegangen war, bestand darin, Dokumente aus jenen Jahren zu betrachten. Am besten geeignet waren Tagebücher...

In unserem Buch gibt es drei Hauptheiden. Sie haben einander nie gesehen und nichts voneinander gewußt. Zwei Männer und eine Frau. Der erste ist Georgi Alexejewitsch Knjasew, ein Historiker, der zweite der fünfzehnjährige Junge Jura Rjabinkin, und die dritte ist Lidija Georgijewna Ochapkina...

In Leningrad sieht man wenig Gedenktafeln. Zu groß ist die Zahl der Plätze und Häuser, die verdienten, hervorgehoben und gekennzeichnet zu werden. Deshalb erregt das

Porträts der Tagebuchautoren:

Georgi A. Knjasew

Jura Rjabinkin, 15 Jahre alt

Lidija Ochapkina mit Sohn Tolja

eine Haus auf der Wassiljewski-Insel besondere Aufmerksamkeit... Kein anderes Wohnhaus in Leningrad oder Moskau, ja vielleicht in der ganzen Welt hat so viele Gedenktafeln. Es sind siebenundzwanzig... Hinter jedem Namen steht ein ganzer Wissenschaftszweig. Innerhalb von wenig mehr als anderthalb Jahrhunderten gingen hier siebenundzwanzig bedeutende Persönlichkeiten in die Geschichte ein... In diesem gleichsam zum Symbol der russischen Wissenschaft gewordenen Haus wohnte zu Kriegsbeginn der Direktor des Archivs der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, Georgi Alexejewitsch Knjasew... Daß er während der Blockade in diesem Haus wohnte und hier sein Tagebuch mit dem Titel „Ein halbes Jahrhundert aus dem Leben eines mittelrussischen Intellektuellen" schrieb, gewinnt einen unerwarteten Sinn... Knjasews Beine waren halbgelähmt, er konnte kaum gehen und fuhr im Rollstuhl zur Arbeit und zurück... Das Archiv der Akademie der Wissenschaften befand sich unweit der Uferstraße... etwa achthundert Meter von seinem Haus entfernt. Im Grunde war dieses kurze Stück Uferstraße sein einziger Weg während der Blockade... jener winzige Radius, auf dem sich für ihn der Krieg abspielte – Blokkade, Artilleriebeschuß, Luftangriffe, Hunger und Evakuierung...

G. A. Knjasew schreibt:

„ 23. Juni 1941. Zweiter Kriegstag. Nun habe ich doch keine Einzelheiten über die Entdeckung von Timurs Grabmal erfahren. Die Kriegsereignisse drängten die Mitteilungen über die archäologischen Ausgrabungen in Samarkand in den Hintergrund. Wie sich doch alles auf der Welt wiederholt! Timur oder Tamerlan eroberte im 14. Jahrhundert Indien vom Indus bis zum Ganges, Persien, Syrien, die Türkei und Südrußland. Heute nun dieser dreiste Hitler, der den Großen Lahmen weit übertrifft und dem eigenen Volk und allen anderen Völkern so viel Leid bringt... Die ersten Verwundeten wurden nach Leningrad gebracht. Die neue Mannerheimlinie hinter Wyborg ist nach den Worten Tschernikows von unseren Einheiten an mehreren Stellen durchbrochen worden. Auch eine mehrere Tausend Mann starke deutsche Luftlandetruppe wurde vernichtet... Wir werden viel durchzustehen haben, das ist klar!... **Die neben den Sphinxen stehenden Bronzeleuchter wurden zerlegt und weggebracht. Die Sphinxe stehen noch. Heute habe ich sie tief bewegt betrachtet.** Verse jedoch konnte ich keine schmieden. Dennoch schreibe ich das hier auf. Wozu...? Für wen schreibe ich? Für dich, meinen fernen Freund, Mitglied der künftigen kommunistischen Gesellschaft, dem der Krieg fremd und organisch zuwider sein wird, wie uns jetzt die Anthropophagie, der Kannibalismus, widernatürlich ist... Ich glaube, und da bin ich ein unverbesserlicher Träumer, daß einmal die Zeit kommen wird, in der es auf der Welt keine Kriege mehr gibt... Zehn Uhr dreißig. Letzte Rundfunkmeldungen. Die Türkei hat sich für neutral erklärt. Ungeheure Begeisterung erfaßte die Bevölkerung angesichts des nun ausgesprochenen großen vaterländischen Krieges. Die Völker Europas müssen sich doch erheben! "

Jura Rjabinkin hat sich in seinem Tagebuch in einem kurzen Lebenslauf vorgestellt:

„ Ich wurde am 2. September 1925 in Leningrad geboren. Ich wohne mit meiner Mutter, Schwester und Tante zusammen. Meine Mutter arbeitet im Gebietskomitee der Gewerkschaft der Industriebauarbeiter im Zentrum, leitet die Bibliothek und ist Mitglied der KPdSU(B) seit 1927. Meine Tante ist Ärztin und gegenwärtig an der Front. Meine Schwester ist 8 Jahre alt. Mein Vater hat unsere Familie im April 1933 verlassen...
Bis zu meinem siebenten Jahr wuchs ich bei meiner Tante außerhalb der Stadt auf. 1933 kam ich in die Schule, jetzt habe ich acht Klassen hinter mir und werde in die 9. versetzt...
22. Juni 1941. Die ganze Nacht ließ mich ein Summen vor dem Fenster

„Die ehemaligen Blockadeteilnehmer gehen wie mit einer Tarnkappe durch die Stadt. Wir erkennen sie nicht, sie aber sehen uns … Sie werden immer weniger. Immer seltener erinnern sie sich und erzählen. Die Enkel sind bereits erwachsen … Die Blockade wurde in die Reihe der anderen historischen Ereignisse eingeordnet … Die Töchter und Söhne erinnern sich noch, wissen nur häufig keine Einzelheiten mehr, wie damals alles war, wie sie am Leben geblieben sind …“

D. Granin, A. Adamowitsch

Das Blockadebuch

nicht schlafen … In Leningrad herrschen zur Zeit kurze, helle Mondnächte. Als ich aus dem Fenster blickte, sah ich mehrere Scheinwerfer über den Himmel streichen …

Als ich auf die Straße trat, fiel mir etwas Besonderes auf: Neben unserem Hauseingang stand der Hausmeister mit Gasmaske und roter Armbinde. An allen Hauseingängen war das so. Auch die Milizionäre hatten Gasmasken umgehängt, und die Lautsprecher an den Straßenkreuzungen tönten laut. Eine innere Stimme sagte mir, daß der Stadt ein Unheil droht. Im Pionierpalast traf ich nur zwei Schachspieler. Wahrscheinlich war es noch sehr früh … Als ich die Schachfiguren aufstellte, hörte ich jemand reden, drehte mich um und sah mehrere Kinder sich um einen Jungen drängen. Ich lauschte und erstarrte. ‚Heute morgen um vier Uhr haben deutsche Bomber Kiew, Shitomir, Sewastopol und andere Orte angegriffen‘, erzählte der Junge aufgeregt. ‚Molotow hat im Rundfunk gesprochen. Wir sind jetzt im Krieg mit Deutschland!‘ … Ich begreife gar nichts. Ich habe drei Partien Schach gespielt und seltsamerweise alle drei gewonnen, dann bin ich heimgegangen … Zu Hause fand ich nur Mutter vor. Sie wußte bereits, was geschehen war. “

Die dritte Person dieses Buches ist Lidija Georgijewna Ochapkina.

Sie war damals achtundzwanzig Jahre alt. Am 22. Juni wollte sie morgens in das Häuschen zurückkehren, wo sie gewöhnlich den Sommer über mit den Kindern verbrachte. Ihr Mann, Wassili Iwanowitsch, war auf Dienstreise. Ihr Neffe und ein Verwandter ihres Mannes waren gekommen, um sie zum Bahnhof zu begleiten.

” Alles war bereits gepackt, ich stillte gerade meine Tochter. Sie war fünf Monate alt. Plötzlich tönte es aus dem Radio: ‚Achtung! Achtung!‘ Molotow sprach … Am 26. Juni 1941 kam mein Mann. Einige Betriebe evakuierten ihre Maschinen und die Belegschaft. Eine Eisenbahnfahrkarte war bereits schwer zu bekommen. Alle Kinder im Vorschul- und Schulalter sollen in andere Städte gebracht werden, da Leningrad besonders gefährdet ist … Mein Mann und ich haben uns durchgerungen, nur den Jungen mit dem Kindergarten wegzuschicken. Ich bleibe mit der Kleinen hier, dann hab ich es bei Alarm leichter, in den Bunker zu laufen. Mein Mann vermutet auch, daß der Krieg den Sommer noch überdauert und vorm Winter vorbei ist. Am 28. Juni brachten wir unseren Jungen weg. Das arme Kind, er war fünf Jahre alt. Ich hatte seine Sachen vorbereitet und alles gezeichnet, seinen Vor- und Familiennamen aufgestickt. Als ich ihn am Morgen anzog, überlegte ich, wann ich ihn wohl wieder anziehen würde. Und plötzlich packten mich Sorge und Unruhe. Ob ich ihn überhaupt wiedersehen würde? Ich war sehr aufgeregt und traurig, sagte das meinem Mann, sah ihn an, und entdeckte Tränen auf seinen Wangen. Am 30. Juni fuhr Wassja fort … “

So beginnt die Epopöe der Mutter. Ständig hungrig, rettete diese Frau ihre Kinder. Nicht nur einmal, zweimal, sondern viele hundert Male. Und war dabei erfinderisch, wendig und verzweifelt waghalsig.

Jura Rjabinkin schreibt:

” 1. September. Heute … war kein Unterricht. Keiner weiß, wann welcher sein wird. Seit dem 2. 9. gibt es Lebensmittel nur auf Karten … Der Hunger beginnt. Langsam, aber sicher. Leningrad ist eingekreist! Eine in der Gegend von Iwanowskaja abgesetzte deutsche Luftlandetruppe hat unsere Stadt von der übrigen UdSSR abgeschnitten. Die Stimmung ist abscheulich. Ich weiß nicht, ob ich je wieder fröhlich sein werde … In den Kriegsmel-

dungen heißt es, an der ganzen Front toben Kämpfe… Nachts zuckt Feuerschein am Himmel. Ferngeschütze beschießen den Feind von unseren Schießplätzen aus. Der Gegner steht 50 km vor Leningrad… Morgen müßte ich sechzehn Jahre alt werden. Ich bin sechzehn!

2. September. Ja, besonders gefeiert wurde mein Geburtstag nicht. ❝

Am selben Tag, dem 2. September 1941, dem dreiundsiebzigsten Kriegstag, schreibt G. A. Knjasew:

❞ Leningrad ist Front geworden! Offensichtlich soll die Stadt verteidigt und nicht aufgegeben werden… Was in ein paar Tagen geschehen wird, kann keine Vorstellungskraft ausmalen. Aus den lükkenhaften Zeitungsmeldungen entstehen vor uns wie Alpträume Analogien der Vernichtung und des Untergangs Dutzender, ja Hunderter Städte. Aber alle Analogien taugen nichts, wenn man sie auf einen solchen Koloß wie Leningrad bezieht. Soll ich wirklich Zeuge seines Untergangs werden? Rechts sehe ich vom Garten aus die Sphinxe. Sie stehen an alter Stelle (auf der Wassiljewski-Insel – Knjasew hat sie täglich vor Augen). Man hat sie einfach vergessen. Wen kümmern sie schon?! Sie sind allein und unberührt von den Ereignissen.

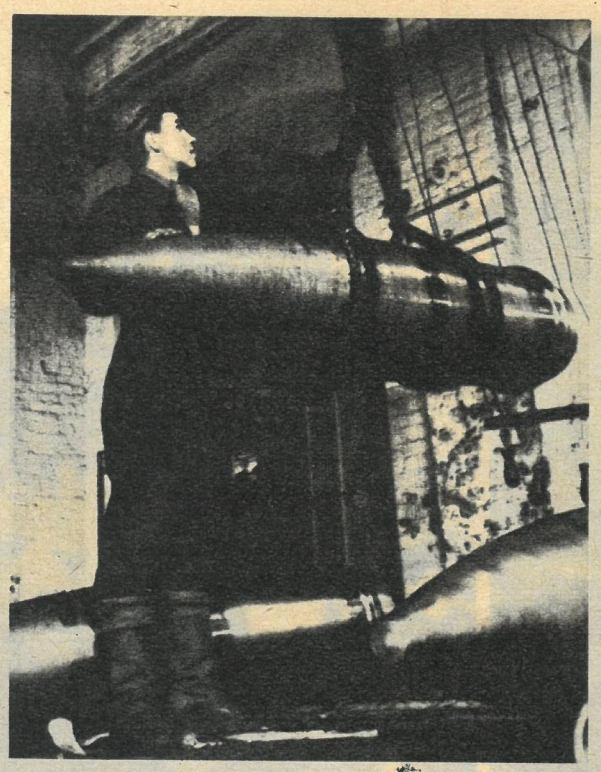
5. September. Sechsundsiebzigster Tag. Es ist kalt und regnet. Die Blumen an meinem Wege zur Dienststelle sind verwelkt und runzlig, ihre Tage gezählt. Die Sphinxe glänzen regennaß. Grauer Dunst über der Newa verhüllt die klaren Konturen der Isaak-Kathedrale, der Admiralität, des Winterpalais, des Senats und der Rosse über dem Bogen des Generalstabes. Irgendwo, ein paar Dutzend Kilometer vor der Stadt, stehen die Deutschen…

7. September. Achtundsiebzigster Tag. Die Stoiker lehrten, der Sinn des Lebens liege in Weisheit und Tugend. Beides könne man nur durch Beherrschung seiner Leidenschaften und unvernünftigen Neigungen und durch unerschütterlichen Gleichmut gegenüber den Wechselfällen des Schicksals erreichen. Allerdings gab es bei den Griechen auch Anhänger einer anderen philosophischen Schule, die als Lebensziel das Glück ansah. Uns lehrt das Leben unerschütterlichen Gleichmut gegenüber den Wechselfällen des Schicksals… Glück jetzt? Welch bittere Ironie… Heute ist Sonntag. Ich weiß nicht, was in der Welt, in der Umgebung meiner Stadt geschieht… Ich sitze und lese einzelne Seiten aus der Geschichte aller Zeiten und Völker. Und auf jeder Seite erkennt man neben dem Genius des menschlichen Denkens und Schaffens Blut, Blut und unaussprechliches Leid. Ich lebe nur in der jeweiligen Minute, nicht einmal Stunde, vom Tag ganz zu schweigen. Das Schicksal hat mir eine weitere Minute geschenkt – und dafür danke ich ihm. Ich lese, schreibe und denke… ❝

Jura Rjabinkin schmiedet indessen, seinem Alter entsprechend natürlich von jugendlichem Tatendrang und Energie erfüllt, einen Plan nach dem anderen, wie Leningrad zu verteidigen sei.

❞ Man sollte folgendes tun: Ganz Leningrad unterminieren, die Bevölkerung in die Wälder treiben, eben so, daß die Stadt völlig leer ist… Die Truppen müßten sich auf eine Weise zurückziehen, die sie bei plötzlicher Kehrtwende in eine höchst vorteilhafte Angriffsposition versetzt… Ganz plötzlich, blitzartig und unerwartet (noch unerwarteter, als der 22. 6. für uns kam) gehen unsere Panzereinheiten zu einer grandiosen Offensive über und zwingen die Deutschen, sich eng zusammenzuziehen. Dann stürzt sich die Artillerie, die während des Rückzugs die bestmöglichen Stellungen bezogen hat, mit aller Macht auf die zusammengedrängten Einheiten… Nur mit einem solchen Schlag kann man die Deutschen zerschmettern… Ja, aber das alles ist ein nicht zu verwirklichender phantastischer Traum. ❝

„Die Blockade war Widerstand, sich widersetzen auf allen Ebenen und in allen möglichen Richtungen... Der Beitrag jener Menschen – ihr Beitrag zum heroischen Widerstand Leningrads gegen den Faschismus war vielleicht nicht so offenkundig wie die Salven von Kronstadt. Aber es war auch Widerstand...“
D. Granin, A. Adamowitsch



Das Blockadebuch

G. A. Knjasew schreibt:

„16. September. Siebenundachtzigster Tag... Der Septemberwind heult... Es ist Nacht, ich sitze in meinem Dienstzimmer im Archiv. M. F. (Knjasews Frau) ist bei mir, sie schläft auf meinem Feldbett... Die abgedunkelte Lampe wirft das Licht nur auf mein Blatt Papier... Zwei meiner Wachen schlafen im Lesesaal, einer wacht in dem Zimmer mit dem Telefon... Der Regen scheint aufgehört zu haben. Doch es ist kalt, und mir ist trostlos zumute. Beljajewski (ein Kollege) zeigte mir einen Brief, den er in der Selenina-Straße neben einem zerstörten Haus gefunden hat. Der Luftdruck hatte irgendwelche Briefe und Blätter eines Manuskripts auf die Straße geschleudert. Ob mit meinen Blättern einmal das gleiche geschieht?

12. November. Einhundertvierundvierzigster Tag. Jetzt hat er nicht nur mit knöchernen Fingern an die Tür geklopft, sondern ist eingetreten – der Hunger. Die Versorgungslage in Leningrad ist schlecht. Darüber berichten Rundfunk und Zeitungen. ‚Die Bolschewiki vertuschen die Wahrheit nicht vor dem Volk.‘ ... Die Stadt der ‚Gnade des Feindes‘ auszuliefern – wie Kleinmütige erwägen – kommt nicht in Frage. Leningrad muß um jeden Preis verteidigt werden. Von einer Kapitulation kann keine Rede sein! Wir müssen alle uns auferlegten Belastungen und Prüfungen durchstehen, darunter auch den Hunger... Die Deutschen wollen uns aushungern... M. F. sagt: ‚Wir stehen alles durch. Hauptsache, die Deutschen werden vertrieben.‘

16. November. Einhundertachtundvierzigster Tag. Seit dem Morgen haben wir versucht, uns gründlich zu waschen und frische Wäsche anzuziehen – vergebens. Ein Alarm nach dem anderen ließ uns nicht zur Ruhe kommen... Um 4 Uhr begann wie nach Plan der Artilleriebeschuß... Bald werden wohl auch wir unsere Wohnung verlassen müssen... In einer Erklärung deutscher Kriegsgefangener heißt es (Leningradskaja Prawda vom 16. 11. 41): ‚Wehe uns Deutschen, wenn Hitlers Niederlage ohne uns, ohne unsere Beteiligung und aktive Mitwirkung herbeigeführt wird.‘“

Auch für Jura Rjabinkin fing nun das Hungern an, und das mit aller Macht...

Jura Rjabinkin schreibt:

„21. Oktober. Ich hatte von 8 Uhr morgens bis 18 Uhr abends in der Schule Wache und konnte den ärgsten Hunger irgendwie stillen... Abends wieder die unangenehme Unterhaltung über das Essen. Der Hunger ist niemandes Freund.

25. Oktober. Ich möchte immer nur schlafen, schlafen, essen, essen... Mutter behauptet, jetzt wäre nicht die Zeit, Tagebuch zu führen. Ich tue es trotzdem. Ich werde es wohl nicht noch einmal lesen können, das tut ein anderer und erfährt so, was es da für einen Menschen auf der Welt gab – Jura Rjabinkin.

29. Oktober. Ich kann mich kaum noch fortbewegen vor Schwäche, und die Treppe hinaufzusteigen bereitet mir ungeheure Mühe. Mutter sagt nur, mir schwillt langsam das Gesicht. Alles wegen des Hungerns... Ich weiß nicht, wie ich lernen soll. Diesen Tag wollte ich mit Algebra beginnen, doch ich habe statt Formeln Brote im Kopf. Jetzt sollte ich wieder mal Jack Londons Erzählung ‚Die Liebe zum Leben‘ lesen. Ein hervorragendes Buch, für meine derzeitige Stimmung wie geschaffen.

5. November. Heute sollte ich die ‚Toten Seelen‘ von Gogol lesen, aber bei dem kümmerlichen Kerzenlicht ist das unmöglich..... Was ist der Mensch und ein Menschenleben? ...‚Das Leben ist eine Kopeke‘, lautet ein altes Sprichwort. Wieviel Menschen haben vor uns gelebt, und wie viele von ihnen mußten sterben. Aber das Sterben fällt leicht, wenn man spürt und weiß, daß man alles erreicht hat,

Am 9. Mai, dem Tag des Sieges, gehen Tausende von Leningradern auf den Piskarjowskoje-Friedhof. Einzeln oder familienweise, jung und alt. Die Hügel der Massengräber sind schon vom Schnee befreit, das vorjährige Gras reckt sich. Die Menschen legen Blumen auf sein welkes Grün, einige auch Konfekt, Zigaretten oder Brot, ein kleines Stück Brot. Vielleicht liegt hier irgendwo Jura Rjabinkin. Und selbst wenn nicht, jeder der hier Begrabenen hätte dieses Stück Brot nötig gehabt. Jura Rjabinkin hatte den leidenschaftlichen Wunsch zu leben. Manchmal scheint es, als suchte sein kurzes, unvollendetes Leben in irgend etwas seine Fortsetzung. Auch nach seinem Tod scheint diese Lebenskraft nicht erschöpft zu sein. Bis zuletzt konnte er nicht begreifen, warum er sterben mußte, ohne sich in irgendeiner Weise verwirklicht zu haben, wie ihm schien. Aber sein Tagebuch ist geblieben und mit Hilfe des Tagebuchs sein sehnsüchtiges Verlangen nach Leben. Die Stadt der Blockade – wo ist sie? Die Stadt unwiederbringlicher Verluste und unseres Leidens… Die Wunden sind schnell verheilt und haben keine Narben hinterlassen. Die Stadt ist mit der ungestümen Energie, die sie gleichsam in den neunhundert Tagen gespeichert hat, zum normalen Leben zurückgekehrt. Nichts ist geblieben, nichts haben die Tage hinterlassen, als seien sie im Wasser versunken…
Das alte Haus auf der Wassiljewski-Insel, die „Aurora" an ihrem angestammten Liegeplatz, die weißen Nächte – was ergibt nicht alles das einmalige Bild, die Schönheit dieser Stadt? Für die neuen Generationen verschmolz die Blockade mit dieser Schönheit und verlieh der Stadt tragische Kraft.

wovon man in der Jugend, in der Kindheit geträumt hat. Es ist schön, in der Gewißheit zu sterben, daß es Nachfolger in deiner wissenschaftlichen oder literarischen Arbeit gibt. Wie schwer ist es jedoch… Was wünscht sich Hitler jetzt? Die Errichtung seines Imperiums. Die Menschheit der Zukunft wird die bloße Idee schon verfluchen. Wegen eines Häufleins Abenteurer müssen aber Millionen Menschen ihr Leben lassen. Menschen! Menschen!!! "

Weitaus schwerer als G. A. Knjasew und sogar Jura Rjabinkin hatte es Lidija Ochapkina in diesen Tagen. Sie kämpfte nicht um sich. Sie mußte ihren Sohn (er war wieder zurückgekehrt, d. Red.) und ihre Tochter, zwei kleine hilflose Kinder, vor Hunger und Kälte schützen. Wodurch? Wie?…

Lidija Ochapkina schreibt:

" Fiepend huschten hungrige Ratten durch die Wohnung. Sie zernagten die Tapeten, die doch mit einem aus Mehl hergestellten Leim, einem dünnflüssigen Teig angeklebt worden waren. Außer zwei schmalen, eisernen Betten hatte ich keinerlei Möbel mehr im Zimmer, in dem einen schlief Tolik, in dem anderen ich mit meiner kleinen Tochter… Unsere ganze Einrichtung war in Wolkowaja geblieben… Lange schon hatte ich von meinem Mann keine Nachricht, ich wußte nicht, wo er war und wie es ihm ging. Er kannte ja auch unsere neue Anschrift auf der Wassiljewski-Insel nicht. Aber ich dachte ohne Beklemmung und ohne Schmerz daran, weil ich überzeugt war, daß wir ohnedies bald verhungern würden. Insgeheim wünschte ich mir, zusammen mit den Kindern zu sterben, und lebte in panischer Angst, zum Beispiel auf der Straße getötet zu werden. … Meine Ninotschka weinte ständig, lange und gedehnt und konnte nicht einschlafen. Ihr Weinen war wie ein Stöhnen und brachte mich schier um den Verstand. **Damit sie einschlief, ließ ich sie mein Blut saugen.** Längst hatte ich keine Milch mehr in der Brust, ja, ich hatte überhaupt keine Brüste mehr, sie waren verschwunden. **Deshalb stach ich mit einer Nadel über dem Ellenbogen in den Arm und legte die Kleine an diese Stelle…** Einmal bekam ich auf dem Trödelmarkt Tischlerleim, es war ein Gelegenheitskauf. Daraus kochte man damals Sülze. Ich kochte mir auch welche, aß sie und gab auch Tolik davon… Ein andermal konnte ich Schweinsleder kaufen. Es war schmackhafter, aber man mußte es lange kochen… In der Wohnung war es schrecklich kalt, die Wände waren bereift wie die eines Schuppens im Winter… (später) hatten wir überhaupt kein Brennholz mehr. So konnten wir auch kein Wasser heiß machen oder etwas kochen… Die Fliegeralarme kümmerten mich überhaupt nicht mehr, sie waren selten, dafür lagen die Straßen häufiger unter Artilleriebeschuß… Der Winter 1941/42 war sehr kalt. Die Temperaturen sanken bis auf 30 oder 40 Grad minus… Ja, die Stadt glich einem Verwundeten, der aus dem Gefecht kommt. Aber sie lebte noch, fristete ihr schweres Dasein und gab nicht auf. "

G. A. Knjasew schreibt:

" 11. 8. 1942. Vierhundertsechzehnter Kriegstag. Letzter Tag in Leningrad. Ich habe Abschied genommen von der Stadt. Von den Sphinxen. Morgens begegneten mir auf dem Weg von unserem Haus zur Akademie ganze drei Personen – ein Soldat und zwei Frauen mit einem Sarg auf den Schultern. In der Dienststelle bin ich tief bewegt durch die Magazine gegangen. Verlasse ich sie für kurze Zeit oder auf immer? … Um 19 Uhr kommt der Wagen, um uns und unsere Sachen abzuholen! "

Damit enden die täglichen Aufzeichnungen G. A. Knajsews „Im belagerten Leningrad". Nun folgte die schwierige Evakuierung des gehbehinderten und geschwächten Mannes und seiner ihm ergebenen Frau und später die Rückkehr nach Leningrad – zu seiner Arbeit im Archiv…

Die für diesen Vorabdruck ausgewählten Fotos wurden dem obengenannten Buch entnommen.

Vom Frühling be

Noch loderten die letzten Brände des zweiten Weltkrieges, da dachten sowjetische Soldaten schon an Brot für das deutsche Volk, dachten auch an die Rettung einzigartiger Schätze der Weltkunst. In die UdSSR gebracht, dort gepflegt und restauriert, wurden sie der Menschheit bewahrt und 1955 und 1958 in die Sammlungen Dresdens, Berlins, Potsdams, Gothas, Dessaus und anderer Städte zurückgeführt. Mit einer Ausstellung im Berliner Alten Museum wollen die Museologen 1985 des 40. Jahrestages der Befreiung und der Bewahrung unserer Kunstschätze gedenken. Wir stellen einige der geretteten Werke aus den Staatlichen Museen zu Berlin vor.

Von der einst berühmten Böcklin-Sammlung der Berliner Nationalgalerie sind heute nur noch Fragmente zu besichtigen. Siebenundzwanzig Gemälde des Meisters enthielt die Kollektion einstmals, zwölf davon sind seit dem Krieg verschollen und müssen als unwiederbringlich verloren angesehen werden. Unter den Verlusten befinden sich auch einige Hauptwerke, so die schönste und berühmteste Fassung des Triton- und Nereide-Themas von 1875 und die „Gefilde der Seligen“ von 1878.

Fünf Gemälde Böcklins verdanken ihre Bewahrung der Sowjetunion. 1958 kehrten sie von dort auf die Berliner Museumsinsel zurück und waren noch im gleichen Jahr erstmals wieder in der großen Ausstellung „Schätze der Weltkultur von der Sowjetunion gerettet“ zu besichtigen. Zu ihnen gehören die „Ackerfluren im Vorfrühling“, 1886 auf Holz gemalt. Die verhältnismäßig kleine Landschaft ist ein besonders schönes, obgleich nicht typisches Werk des Meisters, denn weder handelt es sich um eine von Faunen, Nymphen, Kentauren oder Tritonen bevölkerte Szenerie noch um eine elegisch bedeutungsschwere Komposition nach Art der berühmten „Toteninseln“. Auf solche Werke, in denen sich eine idealistisch bildungsträchtige und theatralische Überhöhung von Natur und Menschenleben entfaltet, gründete sich der Ruhm Böcklins, nicht etwa auf Bilder in der Art der „Akkerfluren im Vorfrühling“. Ungewöhnlich sind hier nicht nur die Sparsamkeit und die Verhaltenheit der Farben und die skizzenhafte Lockerheit der Malweise, sondern vor allem auch die Schlichtheit des Motivs. Der Realismus des Bildes, seine Lebendigkeit und Frische sind keineswegs damit zu erklären, daß es sich möglicherweise um ein unvollendetes Werk handelt. Es scheint vielmehr, als ob Böcklin sich mit der ansonsten von ihm verachteten und angefeindeten realistischen und impressionistischen Malerei einmal messen wollte. Daß dies auf eine künstlerisch so überzeugende Art und Weise geschah, verrät meisterliches Können. Gerade darin hat das Landschaftsbild aber auch etwas Enthüllendes, denn in der Unmittelbarkeit des Erlebens und der Spontaneität seiner künstlerischen Niederschrift offenbart es eine sinnliche Vitalität, die der Maler in Bildern mit mythologischen Figuren oder Themen gewissermaßen kaschiert.

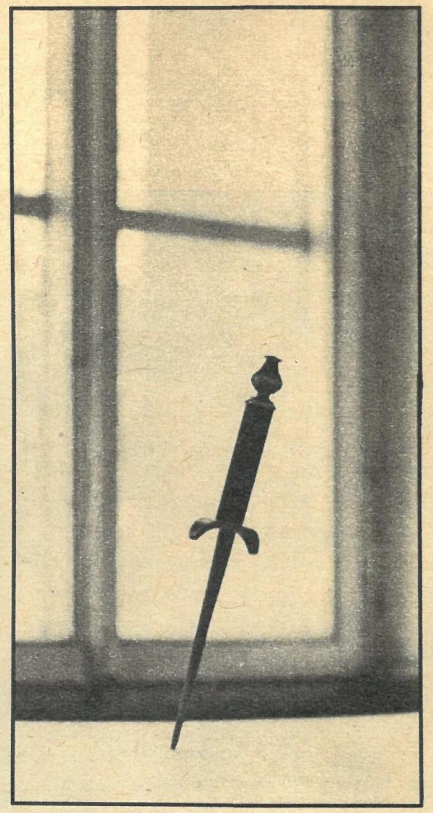
Dargestellt ist eine Landschaft aus der Umgebung von Florenz, wo Böcklin viele Jahre lebte. Die saftigen und gleichsam feuchtigkeitsschweren Grün- und Brauntöne des Vordergrundes führen im Tiefenzug der sanft ansteigenden Ackerstreifen zu einem Gehöft, das in eine Bodensenke gebettet ist. Nach rechts fällt das Gelände ab, Baumwipfel und Dächer tauchen hinter dem Hügelrücken in die Tiefe, nach links steigt es zu einem flachen Höhenrücken empor, darauf Gebäude mit einem Turm und Zypressen, hinter dem eine blau verdämmernde Bergkette den Bildraum abschließt. Die noch blattleeren, neues Wachstum aber schon ankündigenden Kronen der pappelähnlichen Bäume, die das Gehöft im Mittelgrund umgeben, stehen vor einem gelblich-weißen, blau gefiederten Himmel, der das Frühlingshafte der Landschaft, ihre zarte und herbe Frische wirkungsvoll unterstreicht.

Dr. Willi Geismeier *Direktor der Nationalgalerie*

ei Florenz

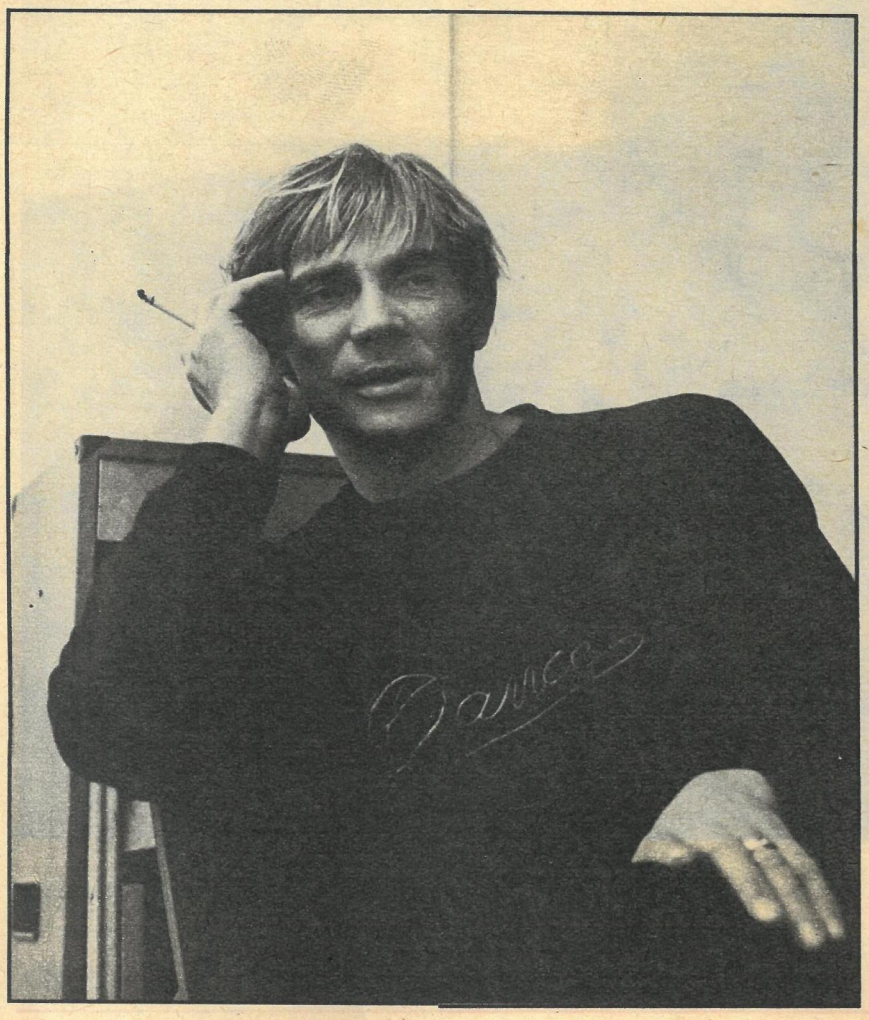
Arnold Böcklin. Ackerfluren im Vorfrühling. Öl auf Holz. 1886

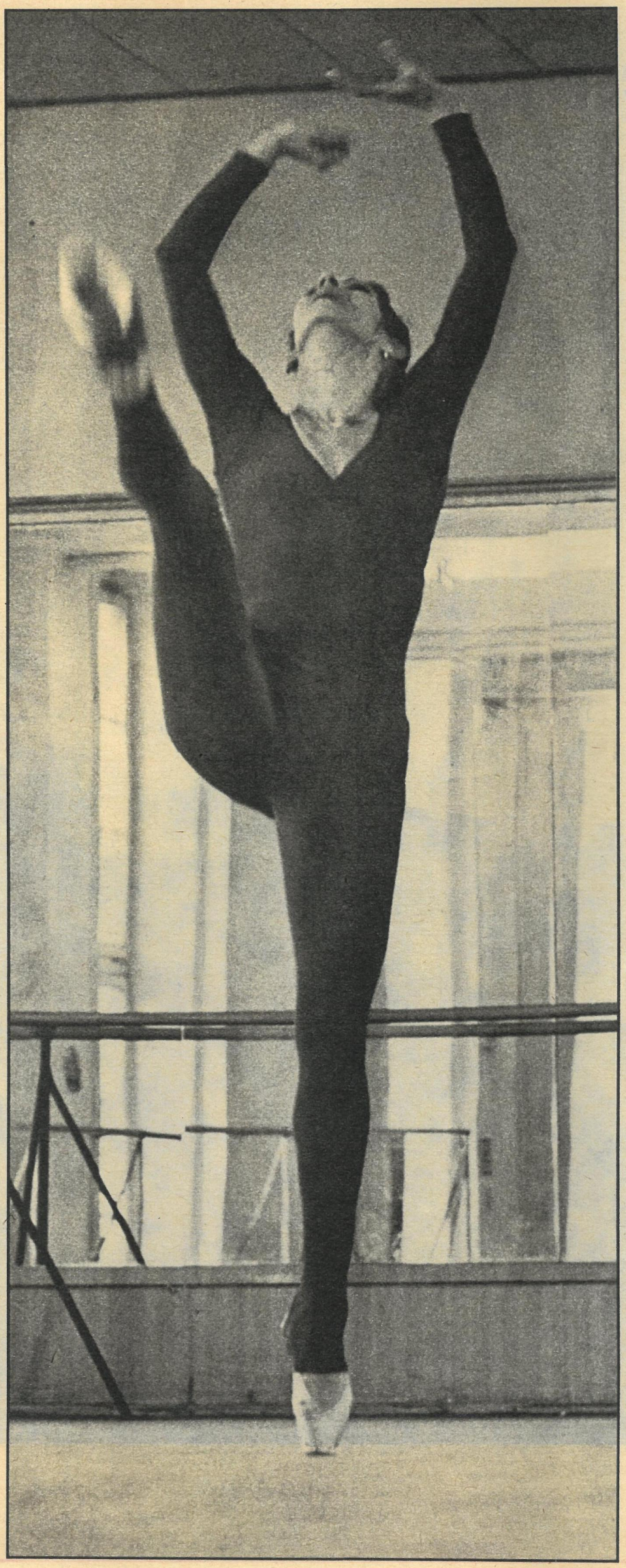
Reproduktion: Staatliche Museen zu Berlin



Angeregt von Shakespeares Tragödie schuf der sowjetische Komponist Kyrill Moltschanow sein einziges Ballett „Macbeth" nach dem Libretto des weltberühmten Ersten Solotänzers des Moskauer Bolschoi-Theaters, Wladimir Wassiljew, der das Werk als Choreograph und Interpret der Titelrolle auch aus der Taufe gehoben hat. Jetzt inszenierte Wassiljew eine neue, eigene Version des Tanzdramas an der Staatsoper Berlin.

Lady Macbeth





Es soll nicht Flaum noch Feder bleiben! So wünscht man sich bei uns Glück vor der Premiere, sagte Wladimir Wassiljew nach einer Solistenprobe, bei der wir zuschauen durften. Der Ballettsaal, in das nüchterne Hell von Neonlicht getaucht, war ohne Atmosphäre – bis er kam. Ganz in schwarzes Trikot gekleidet, die Zigarette in der Hand, jungenhaft unbekümmert, scheinbar. Sofort erfüllten Erwartung und Erregung den Raum. Er ist auch Schauspieler! Vertrauter Gruß zu Valentina Sawina, der Assistentin, herzliches Lächeln für die Primaballerina, ein freundlich prüfender Blick in Richtung des Flügels, dann setzte er sich äußerlich gelassen auf seinen Stuhl. Doch spürbar seine innere Spannung, ras, dwa, tri – eins, zwei, drei, Klaviereinsatz. Und von den zahllosen Stunden härtester Arbeit – die später auf der Bühne jene schwerelose Leichtigkeit ergibt und das Publikum fasziniert – begann eine…

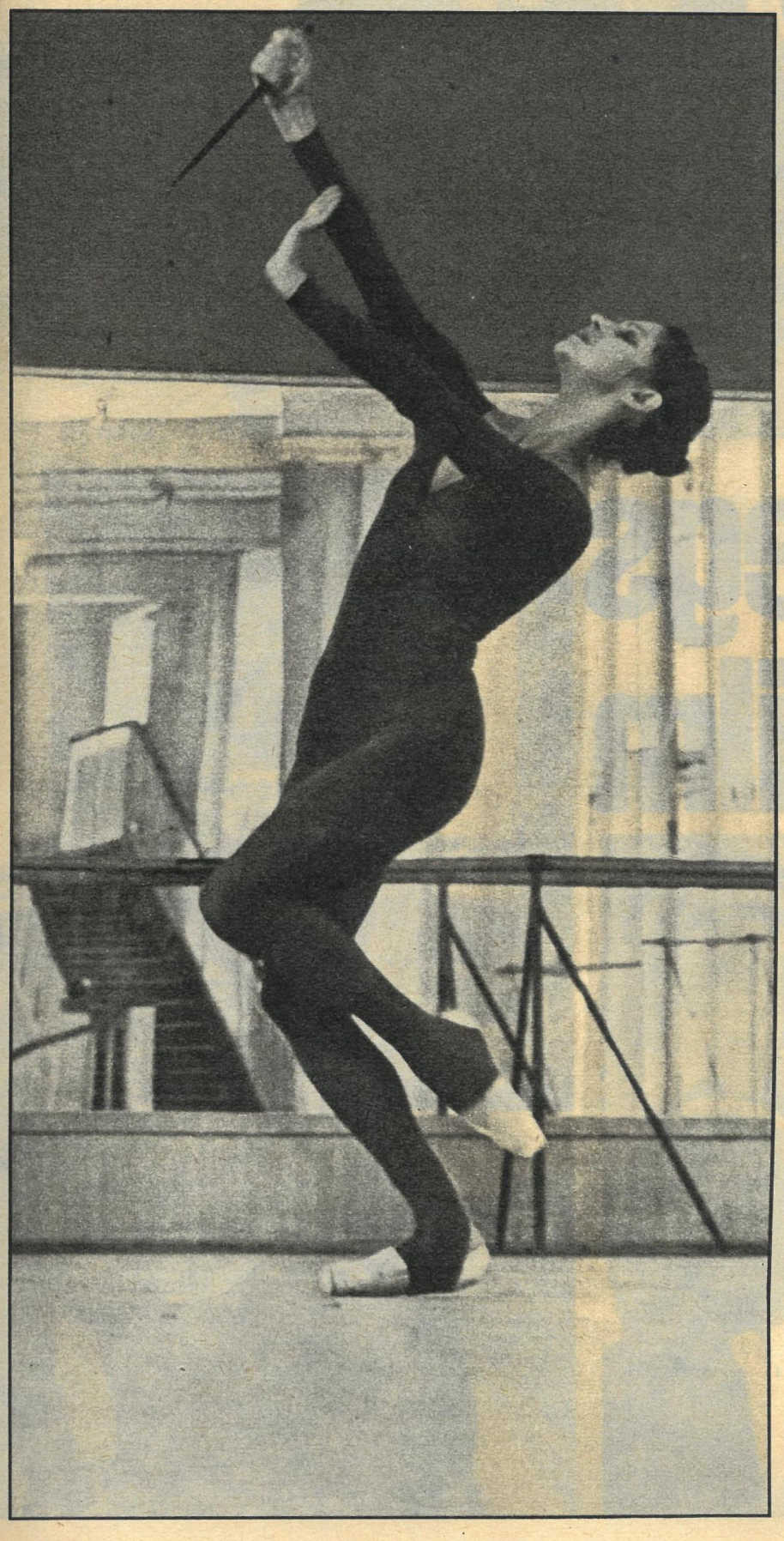
Monika Lubitz als Lady Macbeth. Allein, vor der gnadenlosen Spiegelwand, vor den kritischen Augen des Meisters verkörpert sie nun die ehrgeizige, machtbesessene, mordlüsterne Königin, tanzt die wüste Geschichte dieser Frau bis in den Wahnsinn hinein, dennoch zum Weiterleben verurteilt. Wenn Wassiljew unterbricht, dann nur, um selbst eine Passage vorzumachen, mit natürlichem, drangvollem Temperament und atemberaubender Wendigkeit. Auch nachher merkt man ihm keine Anstrengung an.

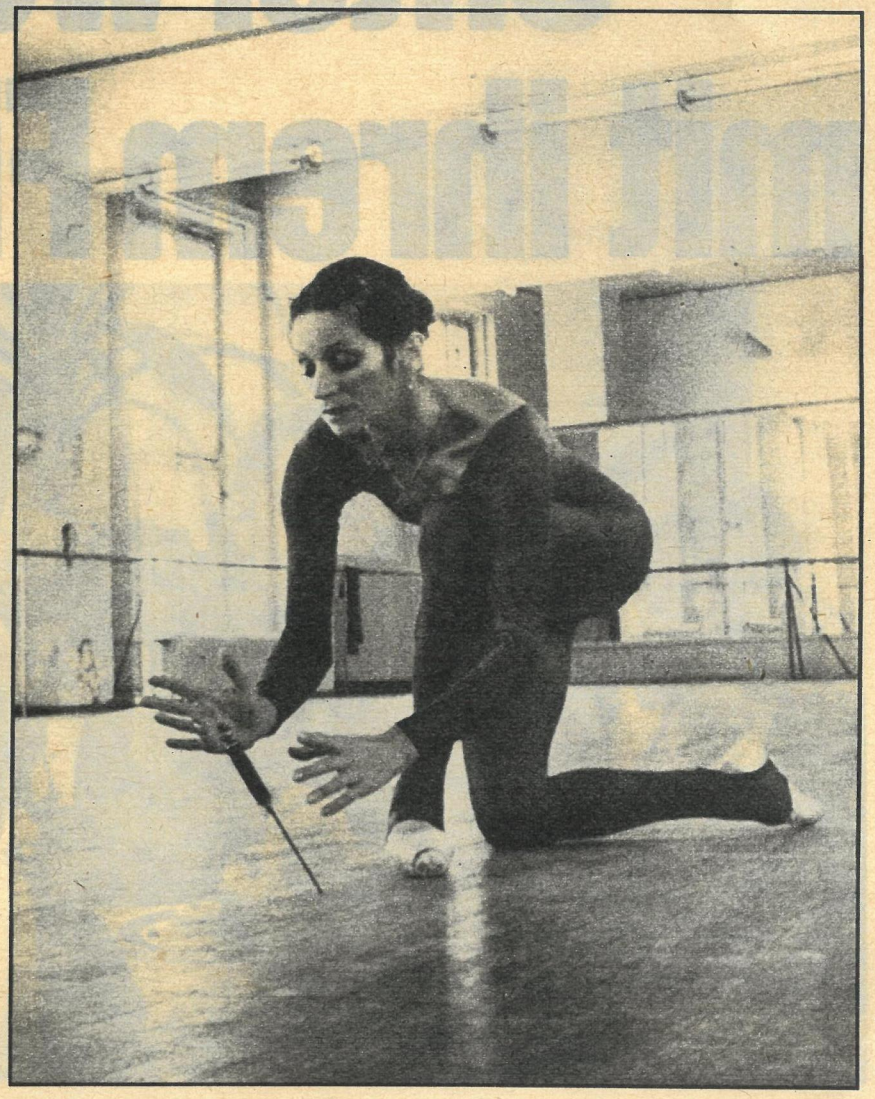
Andere Proben hat er schon hinter sich, mit dem Corps de ballet, mit dem jungen Oliver Matz, der den Macbeth tanzt und sehr glücklich ist, mit dem großen Kollegen des „Bolschoi“ arbeiten zu können. Der 23jährige errang erst kürzlich beim Internationalen Ballettwettbewerb in Helsinki den 1. Preis, wohin ihn Wassiljew mit den Worten verabschiedet hatte: „Komm mir ja nicht ohne Gold wieder“. Er ist auch Pädagoge! Doch wie kam er dazu, ein Libretto zu schreiben?

Die bekannte Tragödie nachzuerzählen, reizte ihn, und sein Freund Kyrill Moltschanow, er starb 1983, besaß hervorragende Theaterkenntnis. Als der ihm eines Tages das musikalische Bild der „Hexen“ – bei Shakespeare das auslösende Moment – vorspielte, war er geradezu begeistert. Zwei Jahre haben sie gemeinsam an dem Sujet gearbeitet, so entstand ein Tanzdrama dunkler Leidenschaften, in dem ungezügelte Machtgier, skrupelloser Ehrgeiz und menschenfeindlicher Mißbrauch von Macht angeprangert und verurteilt werden. Sie zerstören die seelischen wie moralischen Kräfte des Menschen. Macbeth, ein Mensch mit schwachem Willen, wird Opfer solches befördernder Umstände. Entgegen der klassischen Vorlage lassen Musik und Libretto darum den großen Heerführer Täter und Opfer zugleich sein. Als Macbeth sich unter Gewissensqualen selbst als Ungeheuer erkennt, tötet er sich.

Ballett, sagte Wassiljew, müsse sehr gedrängt und deutlich sprechen, solle es nicht nur Gefühle, sondern auch den Verstand bewegen, er habe nach der Moskauer Premiere immer wieder an seinem Part gefeilt, um größte Ausdrucksvielfalt zu erreichen. Ja, seine Berliner Inszenierung unterscheide sich in vielem von der zu Hause. So gäbe es Banquos Monolog, hier von Bernd Dreyer getanzt, am „Bolschoi“ nur musikalisch, dort fehle auch der Narr, der ihn erheitern soll, für diese Rolle habe er in Berlin einen Absolventen der Artistenschule gewonnen. „Ich hoffe, es wird eine interessante, vom Publikum angenommene Aufführung.“ Lächelnd bedankt er sich für unsere Neugier. Es soll nicht Flaum noch Feder bleiben!

Ursula Weil (Text)
Barbara Meffert (Fotos)





Unterwegs mit ihrem Film

Inna Tschurikowa

in der DDR, im Gepäck einen bemerkenswerten Film. Und natürlich stand sie nun im Mittelpunkt des Interesses. Sie ist daran gewöhnt, denn Filme, in denen sie eine Rolle spielt, spielen seit langem auch eine Rolle in der nationalen und internationalen Kinokunst. Ihre persönliche Bescheidenheit ging dabei nicht verloren, das macht sie sympathisch. Eine kleine Kostbarkeit ist ihre anrührende, warmherzige wie energische Vera in „Frontromanze“, mit diesem Film kam sie zum diesjährigen Festival sowjetischer Kinematographie nach Berlin. Die Gastgeber entwarfen für sie einen gedrängten Terminplan, der ließ kaum Zeit, zwischendurch die Kleider zu bügeln… Die Tschurikowa akzeptierte es lächelnd, war glücklich über die in keinem Protokoll vorhersehbare Herzlichkeit, mit der das hiesige Publikum sie aufnahm. In ihren Augen scheint immer ein bißchen Staunen zu liegen, sie bestreitet ihre Neugier auf fremde Gesichter nicht, eine Schauspielerin lerne unentwegt – selbst unterwegs!

Die zweite Station ihrer „Dienstreise“ hieß Halle, wo sie zwar gern, wie sie sagte, ein wenig durch Kultur und Historie gebummelt wäre, doch noch mehr gespannt war sie auf Begegnungen mit Leuten, die ihren Film sehen würden, auf Gespräche darüber hinaus. Für den Abend gab es bereits eine Einladung zur Diskussion im modernsten Kino von Halle-Neustadt. Eine kurze Kaffeepause im „Horizont“, eine günstige Gelegenheit. Die Tschurikowa spricht gern über das, was sie tut, und zu diesem Film habe sie nun mal ein besonderes Verhältnis. Ihr liebster Regisseur sei zwar ihr Mann, Gleb Panfilow, dennoch habe sie dieses Mal diesem Regisseur ihr „Jawort“ gegeben. Pjotr Todorowski erzähle eine zärtliche, lyrische Liebesgeschichte um zwei Frauen und einen Mann. Jeder könne es passieren, daß sie um den Mann, den sie liebt, kämpfen muß. Doch über diese Alltäglichkeit hinaus ginge es in „Frontromanze“ – was hatte sie für zwei großartige, ausdrucksstarke Partner – um das menschliche Verhalten zueinander. Güte, Liebe, Toleranz, aber auch Mut … sie zeigte alles, Szenen, die man nicht vergißt, dank ihrer wunderbaren Kunst es darzustellen. Allein ihretwegen lohnte der Weg ins Kino.

Als Jeanette, die junge Serviererin, Kaffee nachschenkte, faßte sie sich ein Herz. „Ich habe Ihr Gesicht wiedererkannt“, sagt sie auf russisch, „Sie gefallen mir, ich sehe mir alle Ihre Filme an, entschuldigen Sie, wenn ich Ihren Namen jetzt nicht weiß.“ Man sah der Tschurikowa an, wie diese Episode „am Rande“ der Reise sie freute.

Ursula Weil (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

Illustration: Gerhard Lahr

Dondogijn Zewegmid

Das Kranichpaar

Der mongolische Erzähler Dondogijn Zewegmid, geboren 1915, wurde in seiner Heimat Lehrer. Später studierte er in Moskau Biologie und promovierte 1950. Er ist Ehrendoktor der Lomonossow-Universität und der Humboldt-Universität. Zewegmid arbeitete in Partei- und Staatsfunktionen, er war Vorsitzender des Komitees für Hoch- und Fachschulwesen der MVR und Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates. Aus seinem Erzählwerk wählte Renate Bauwe-Radna für den bei Volk und Welt erschienenen Band Erkundungen „Das Kranichpaar" aus, in der Übersetzung von Renate Bauwe-Radna und Anita Kempt.

1

An den Südhängen der Hügel sproß schon der Steppenwermut, und an windgeschützten Stellen breiteten sich die ersten bläulich schimmernden Kuhschellen aus. An einem solchen Tag im zeitigen Frühjahr hatten sich unweit der Straße, die ein breites Tal durchschnitt, zwei Kraniche niedergelassen. Sie glichen einander in Farbe und Größe so sehr, daß man sie für Schwestern, vielleicht aber auch für treue Freunde oder Verliebte halten konnte. Wie dem auch war, auf jeden Fall hatten die beiden die Mühsal der weiten Reise gemeinsam auf sich genommen und waren nun in heimatliche Gefilde zurückgekehrt, wo sie einst aus dem Ei geschlüpft und aufgewachsen waren. Da war auch schon die Schafherde mit dem kleinen Hirten. Als die Kraniche den Jungen erblickten, dachten sie: Ist das nicht das Langohr vom vorigen Jahr? Jetzt lassen wir uns nicht mehr von dir fangen, wir haben fliegen gelernt! Und als ob sie ihre Kunst beweisen wollten, schlugen sie die Schwingen tänzelnd auf und nieder.

So verbrachten sie auch die folgenden Tage.

Die beiden hielten sich stets beieinander. Wenn sich einer nur ein paar Schritte vom anderen entfernte, rief ihn der andere mit einem besorgten Gurru! zurück. Da sie in ihren heimatlichen Gefilden Mensch und Tier und alle anderen Erscheinungen kannten, fürchteten sie sich vor nichts und verbrachten friedlich die sonnigen Tage wie die grauen Nächte. Was sie tagsüber auf der Weide fanden, teilten sie. Nachts hielten sie abwechselnd Wache vor ihrem Lager – ein unzertrennliches Paar, Lebensgefährten, unwandelbare Freunde.

Die beiden hatten den kargen Frühling heil überstanden und sahen nun der segensreichen Sommerzeit entgegen. Die weite Steppe bedeckte sich mit bunten Blumen, und die Lerchen bauten sich unter dem Dornenstrauch ein Nest.

Auch die beiden Kraniche stelzten jetzt nicht mehr umher, wie es ihnen gerade in den Sinn kam. Sie hielten sich nun regelmäßig in der Umgebung eines kleinen sandigen Hanges auf, wo bunte Feuersteine lagen. Einer der beiden grub sich eine Mulde in den weichen Sand, in der man ihn zu jeder Tageszeit liegen sehen konnte.

Wieder brach ein schöner Sommertag voller Blumenduft an. Über dem Tal des Orchon lag ein blauer Dunstschleier. Die fernen Gebilde flimmerten in der warmen Luft. Weit hinten zogen Kamele in einer Karawane dahin. Bald reckten sie sich so hoch empor, daß ihre Hökker mit den Bergen eine Kette bildeten, bald teilten sie sich in zwei Hälften, so daß man nur noch sah, wie sich ein paar Säulen bewegten.

Am späten Vormittag rollte eine dichte Staubwolke den Weg entlang, aus der ein Auto hervorschoß. Dicht neben dem Kranichpaar stieß es Qualm aus, ruckte vorwärts und zurück und blieb dann donnernd stehen. Ein paar Menschen sprangen heraus. Einer von ihnen bewegte sich einige Schritte auf den ruhenden Kranich zu und hockte sich hin. Der auf Wacht stehende Kranich ahnte nichts Gutes. Was haben die nur vor? fragte er sich und entfernte sich vorsichtshalber, während er seiner Gefährtin bedeutete: Vielleicht stehst du lieber auf? Wer weiß, was das für Leute sind! Sie aber blieb sitzen. Wir tun ihnen doch nichts Böses, sagte ihr vertrauensvoller Blick.

Unter dem Dornenstrauch flog pfeilgeschwind die Lerche hervor und hing gleich darauf wie an unsichtbaren Fäden am Himmel.

Von dorther trällerte sie unbekümmert ihr Lied.

Plötzlich knallte und pfiff etwas durch die Luft und hinterließ einen widerlichen Geruch.

Das Kranichweibchen riß sich von seinem Nest los und versuchte aufzufliegen. Vergebens. Es schlug einige Male mit einem Flügel und fiel dann hilflos zu Boden.

Die Lerche am Himmel trällerte noch immer, doch ihr Lied klang ängstlich mahnend.

Als der Kranich gefallen war und vom Auto aus nicht mehr gesehen werden konnte, flogen Gesprächsfetzen herüber. „Ein hervorragendes Gewehr", sagte einer. „Kommt weiter!" ein anderer. Gleich darauf zerriß das Knattern und Donnern des unheilvollen Fahrzeuges noch einmal die Stille der Steppe, dann verschwand es in der Ferne.

2

Der durch den Schuß aufgeschreckte Kranich kam zu seiner Gefährtin zurück. Er blieb einen Augenblick stehen und spähte vorsichtig nach allen Seiten, ob die Gefahr vorüber sei. Dann tat er ein paar Schritte. Steh auf, laß uns von hier fortgehen! schien er zu seiner Gefährtin zu sagen. Die erhob sich mühsam. Eine Schwinge hing hilflos herab. Das Brustgefieder war blutverschmutzt. Unter allen Umständen wollten die beiden fort von der Straße.

Der gesunde Kranich machte immer nur ein paar Schritte vorwärts und sah sich dann um, als wollte er sagen: Komm doch! Seine Freundin folgte ihm auf unsicheren Beinen, ihr verletzter Flügel schleifte nach. Immer wieder legte sie sich entkräftet hin, dann kam der andere zurück, beugte den Kopf zu ihr hinab, als wollte er ihr Mut zusprechen, und wartete. Dann setzten sie ihren Weg gemeinsam fort.

So gelangten die beiden, der gesunde und der kranke Vogel, ins dichte Federgras weitab vom Wege, wo sie sich verbargen. Des Kranichs Kraft liegt in seinen Schwingen. Solange er bei Kräften ist, trägt ihn der Wind nicht mit sich fort. Er stemmt sich ihm entgegen, fliegt über Berge, zerschneidet die Wolken. Solange er bei Kräften ist, läßt er sich nie in feuchten Talgründen mit beklemmender Luft nieder, es zieht ihn hinauf auf freie Höhen, von wo sein Blick ungehindert in die Ferne schweifen kann. Nun war der eine der beiden Gefährten vom Unheil getroffen, wohin soll sich ein Vogel mit gebrochener Schwinge wenden? Wohin fliehen? Der Wille, am Leben zu bleiben, sei es auch nur noch für ein Viertelstündchen, ließ ihn nun an einem verborgenen Ort Schutz suchen.

Der gesunde Kranich wartete, bis sich das Weibchen ins Gras gelegt hatte, und begab sich alsdann auf Futtersuche. Was er fand, brachte er der Kranken und stopfte es ihr in den Schnabel. Vielleicht haben wir Glück, und sie erholt sich wieder, hoffte er und suchte immer aufs neue süße Wurzeln und Grassamen für sie.

Als Abenddämmerung sie umfing und es kühl wurde, erhob sich der kranke Kranich und folgte schwankend dem Gefährten. Sie wollten wohl im Schutz der Dunkelheit ihr Ziel erreichen. Wohin sie der Weg führte, wußten nur sie allein.

Mit gesunden Schwingen braucht der Kranich nur wenige Flügelschläge, um einen hohen Berg zu überwinden. Für einen Vogel, dem die Flügel versagen, ist der kleinste Hügel ein schier unüberwindliches Hindernis.

Ein Stern nach dem anderen flammte auf. Der Himmel schien zu eng zu werden für die vielen, vielen Sterne. Niemand hätte sie zählen können, als sie, bis zum Horizont funkelnd, auf die Erde herabschauten. Für die leidgeprüften Kraniche aber hatten sie keinen Blick.

Am Ufer eines kleinen Sees machten die beiden halt und ließen sich im Schilf nieder. Hier fanden die erschöpften Tiere wenigstens Wasser, an dem sie sich laben konnten.

Den Kranichen war es unbegreiflich, wie die vielen tausend Sterne, für die es doch selbst am unermeßlichen Himmel zu eng war, alle in dem kleinen See Platz finden konnten, aus dessen Tiefe sie jetzt heraufleuchteten. Der See schien keinen Grund mehr zu haben.

Der gesunde Kranich deckte die Gefährtin sorgsam mit seinen warmen Flügeln zu, um sie vor der feuchten Nachtluft zu schützen.

Die Nacht war lang, Zeit genug für quälende Gedanken. Wenn die Augen der Tiere Tränen weinen könnten, wie sie der ganzen Last ihres Kummers entsprochen hätten, dann wäre selbst der See zu klein gewesen, um sie aufzunehmen. Dieses Meer wäre von all dem Gram so salzig, daß niemand sein Wasser hätte trinken können.

Der Mensch ist doch ein großherziges Wesen. Sein Verstand ist tiefer als das Wasser dieses Sees, der alle Sterne des Alls beherbergt. Wie konnte er uns solches Leid antun! Wir sind ihm doch nicht böse gesinnt! Suchen wir nicht schädliches Getier von seinen Weiden? Schmücken wir nicht sein reiches, weites Land? Er ißt unser Fleisch nicht, braucht nicht unser Federkleid. Warum nur mußte er auf uns anlegen? Fehlte es ihm an einer Zielscheibe? Hatte er nicht genug andere Zerstreuung? Die Kraniche waren zutiefst gekränkt und begannen immer wieder leise zu klagen.

Kurz sind die Sommernächte in der Mongolei. Diese eine Nacht aber wurde den traurigen Vögeln qualvoll lang, viel länger als alle Nächte, die sie bisher erlebt hatten. Die Dunkelheit, die alles ringsum verschluckt hatte, zerfloß im ersten Licht des Morgens. Der Kranich hatte nur einen einzigen, sorgenvollen Gedanken: Hoffentlich wird meine arme Freundin genesen... Er wartete auf die Sonne, wartete auf den Tag. Dabei überdachte er noch einmal sein Leben, und der ganze weite Weg, den er gezogen war, lag wieder deutlich vor ihm.

3

Es war im vergangenen Jahr. Als die herbstliche Kühle hereinbrach und die Blütenstände der Gräser sich gelb zu färben begannen, kamen die Kraniche von überall herbei, um sich im Tal des Orchon zu sammeln. Es waren ihrer viel mehr als Schafe in der Herde eines wohlhabenden Ails. Die Ähren wogten auf den Halmen zu der Melodie, die der Wind ihnen sang. Überall reifes, süßes Korn, so viel, daß man Tag und Nacht davon hätte fressen können. Die Kraniche schwelgten in einem Meer des Glücks. Doch die erfahrensten unter ihnen drängten: Wir müssen aufbrechen, sonst wird's zu spät! Die Jungkraniche hingegen hatten es nicht eilig. Wohin sollten sie denn noch? Konnte es wohl ein Land geben, das noch schöner war als dieses? Dennoch folgten einige von ihnen den Altvögeln. Vor den ersten Bergen jedoch wollten sie umkehren. Die Eltern flogen ihnen nach.

Kommt weiter, Kinder! mahnten sie. So setzten sie immer wieder zum Fluge an, flogen vorwärts und drängten wieder zurück, bis sie dann mit dem ersten Herbstschnee den Weg nach Süden antraten.

Der Winter war arm an Futter, nirgends hatten sie ein Plätzchen zum Ausruhen gefunden. Der Hunger trieb sie hierhin und dorthin, bis sie nur noch Haut und Knochen waren. Schwer würde es sein, in diesem Zustand die Weiten der Gobi zu überwinden. Die Kraniche spannten die ganze Kraft an, die in ihren Schwingen verblieben war, um wenigstens noch einmal die Silhouette der heimatlichen Gegend zu sehen, ehe sie kraftlos zu Boden fielen. Endlich erreichten sie ihr Ziel. In der lasurblauen Gobi ließen sie sich am Ufer eines kleinen Salzsees nieder. Als sie nach kurzer Rast weiterfliegen wollten, ließ der graublaue Morast ihre Füße nicht wieder frei. Wie sehr sie sich auch mühten, sie konnten von dem sumpfigen Boden nicht loskommen. Die Kräfte versiegten, Durst und Hunger wurden immer unerträglicher. Völlig erschöpft warteten sie nur noch auf den Tod. Da näherten sich zwei Reiter. Die Kraniche konnten nicht fliehen, um ihr Leben zu retten. Sie lagen am Boden und bogen hilflos die Köpfe.

Die Menschen stiegen von den Pferden, kamen näher und beobachteten die Kraniche ein Weilchen. Dann befreiten sie sie aus der morastigen Gefangenschaft und setzten sie auf einen trockenen Hügel. Kurz darauf galoppierten sie davon.

Als sich der Kranich an diese Begegnung erinnerte, gewann er den Glauben zurück, daß nirgends in der Welt so gute und warmherzige Menschen lebten wie hier in seiner Heimat. Er überlegte: In der Mongolei gibt es bestimmt niemanden, der uns harmlosen Tieren Leid zufügen will. Der Mann, der den Flügel meiner Gefährtin verletzte, hat sich gewiß nur geirrt. Wirklich, einen an den Erdboden geschmiegten Kranich kann man durchaus mit einem grauen Stein verwechseln. Außerdem haben die Menschen nicht so gute Augen wie wir. Nicht ohne Grund tragen sie oft ein zweites, gläsernes Augenpaar.

Während der Kranich seinen Gedanken nachhing, hatte der Himmel sein Gewand gewechselt und die Sterne verlöschen lassen. Der Morgen graute.

Es dauerte noch lange, bis die Sonne aufging. Man konnte meinen, sie schien noch zu zögern, ihren Weg über die unendlichen Weiten des Orchontals anzutreten.

So wartete der Kranich, bis endlich die ersten purpurnen Strahlen die Gipfel der Berge färbten. Dem armen Vogel, der so lange die kranke Gefährtin mit seiner Körperwärme geschützt hatte, fiel ein Stein vom Herzen. Obwohl gesund – seine Seele war verwundet, und sein Herz drohte zu zerbrechen, so sehr bangte er um die Freundin.

Es wurde ein klarer Tag, genau wie gestern. Als die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand, hörten sie etwas Großes, Schweres näher kommen, doch ehe sie noch Zeit fanden, aufzufliegen, stand neben ihnen ein Mensch. Es war ein Junge in einem abgetragenen blauen Terleg, den Saum geschürzt, in großen Stiefeln, ohne Mütze. Er hatte abstehende Ohren und flinke Lausbubenaugen. Die Kinder der Viehzüchter sind gutherzig von Natur, alles, was hilflos und verwaist ist, arm und erschöpft, erweckt ihr Mitleid. Der Junge dachte nicht daran, den verletzten Kranich zu quälen. Als er überlegte, wie er den Flügel heilen und das arme Tier wieder flügge machen könnte, fiel ihm ein, daß er schon einmal das gebrochene Bein eines Lammes mit dem Schlamm einer Heilquelle kuriert hatte.

4

Es war an einem Herbsttag, das sonnenüberflutete Orchontal prangte im Schmuck des golden wogenden Getreides und der bunten Steppenblumen.

Eine perlmuttweiße Schafherde bedeckte den Hügel, der sich gelb zu färben begann. Der kleine Hirte hielt die Hand schützend über die Augen und spähte in die Ferne. Seinem scharfen Blick entging nichts: nicht die Pferdeherde auf dem Kamm, nicht die Rinder am Fluß, nicht die Kamele und nicht die Reiter, die in der Ferne einen Paßweg hinaufzogen.

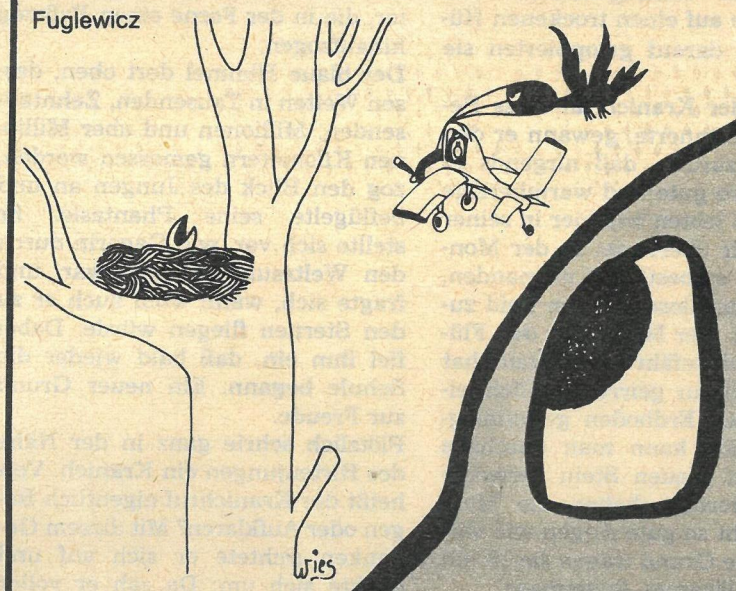
Der blaue Himmel dort oben, dessen Weiten in Tausenden, Zehntausenden, Millionen und aber Millionen Kilometern gemessen werden, zog den Blick des Jungen an und beflügelte seine Phantasie. Er stellte sich vor, wie Gagarin durch den Weltraum geflogen war, und fragte sich, wann wohl auch er zu den Sternen fliegen würde. Dabei fiel ihm ein, daß bald wieder die Schule begann. Ein neuer Grund zur Freude.

Plötzlich schrie ganz in der Nähe des Hirtenjungen ein Kranich. Verheißt der Kranichruf eigentlich Regen oder Aufklaren? Mit diesem Gedanken richtete er sich auf und blickte sich um: Da sah er voller Schrecken zwei graue Kraniche laufen, denen mit eingezogenem Schwanz ein zottiger Wolf nachsetzte. Aus seinem aufgerissenen Maul troff Geifer. Die eben noch arglos weidenden Schafe gerieten in Aufruhr und drängten sich aneinander. Der Wolf besann sich und stürzte nun in diese Richtung. Die beiden Kraniche aber flogen auf und gingen kurz vor dem Räuber nieder, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Als dieser sie fast eingeholt hatte, flogen sie wieder ein Stückchen weiter. So lockten sie den Wolf von der Herde weg und verschwanden nach und nach, den Unhold noch immer auf den Fersen, in die Ferne.

An den Flügeln hatte der kleine Hirte in einem der Kraniche den Vogel wiedererkannt, den er kürzlich gesund gepflegt und zu seinem Gefährten zurückgebracht hatte. Als der Junge nach Hause kam, saß da ein Fremder und erzählte, man habe vorhin einen tollwütigen Wolf erlegt, der hinter zwei Kranichen her gewesen sei.

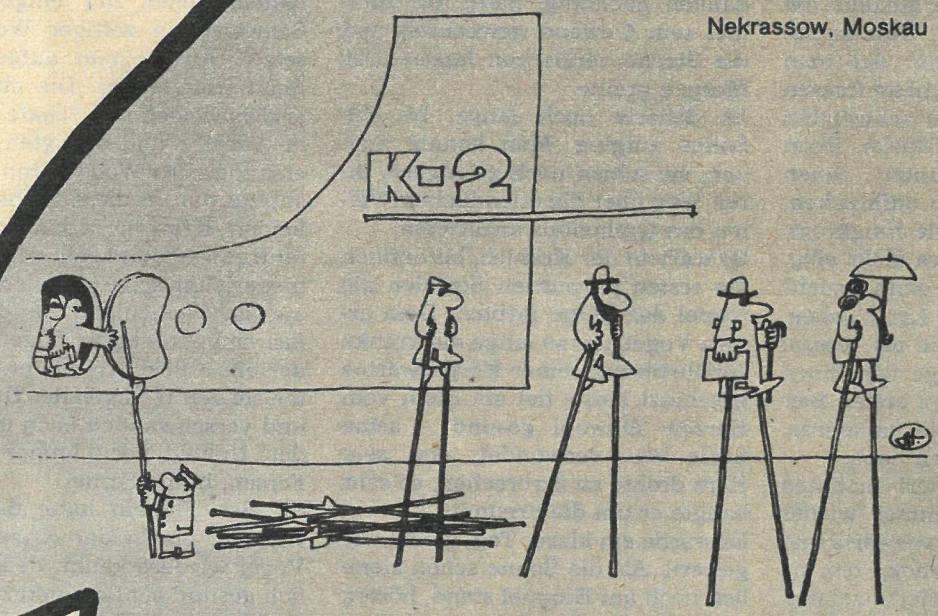
Die Zeit verging. Der Herbst hatte Einzug gehalten. Wieder neigten sich goldene Ähren zu der Melodie, die ihnen der Wind sang. Und über dem wogenden Getreidemeer im sonnendurchfluteten Orchontal flogen die Kraniche dahin. Da lösten sich aus einem Keil zwei Kraniche und zogen lange Zeit einsame Kreise am Himmel. Der Abschied von der Heimat schien ihnen schwerzufallen. Immer wieder ließen sich die beiden am Ufer des kleinen Sees, in den Getreidefeldern und auf dem Hügel nieder, auf dem sie das Licht der Welt erblickt hatten. Sie zögerten tagelang, bis sie sich in den allerletzten Schwarm einreihten und mit ihm nach Süden zogen. Vom Himmel herab sangen sie ihr Abschiedslied: Wenn der Winter vorüber ist, kommen wir wieder in diese friedvolle Gegend, in die reichen weiten Gefilde unserer Heimat zurück. Auch ihr Lied zeigte, daß sie den Glauben an die Menschen zurückgewonnen hatten.

Fuglewicz



Ceplecha, Prag

Nekrassow, Moskau



Anatoli Airamdshan

Höhenflug

Ich gab mein Gepäck ab und sprang zur Telefonzelle: „Ich fliege in wenigen Minuten! In vier Stunden bin ich bei euch!" schrie ich meiner Frau durch die Muschel zu.

„Was ist passiert?" Meine Frau schien beunruhigt.

„Nichts. Ich habe die Verhandlungen früher abgeschlossen. Bis bald!" Ich wollte den Hörer einhängen, aber der Apparat schaltete sich aus irgendeinem Grunde nicht aus.

„Was habt ihr für Wetter?"

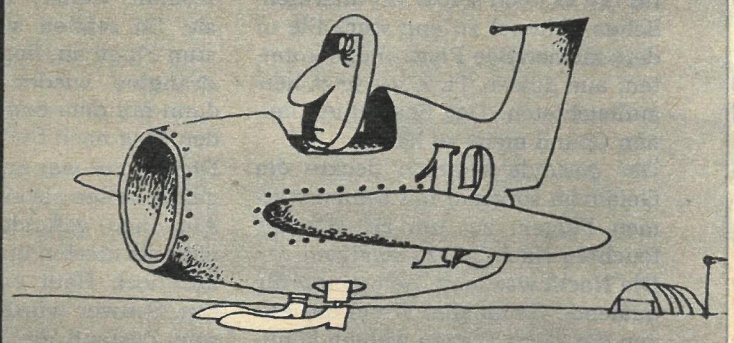
„Bei uns scheint die Sonne, kein Wölkchen am Himmel", sagte meine Frau aufgeräumt. „Und was hattet ihr gestern für Wetter?"

„Das gleiche wie heute."

„Und vorgestern?"

„Daran erinnere ich mich nicht."

„Dann frag doch mal nach!" Mir war inzwischen klar geworden, daß mit dem Telefon-



Nekrassow

2 Wochenspruch

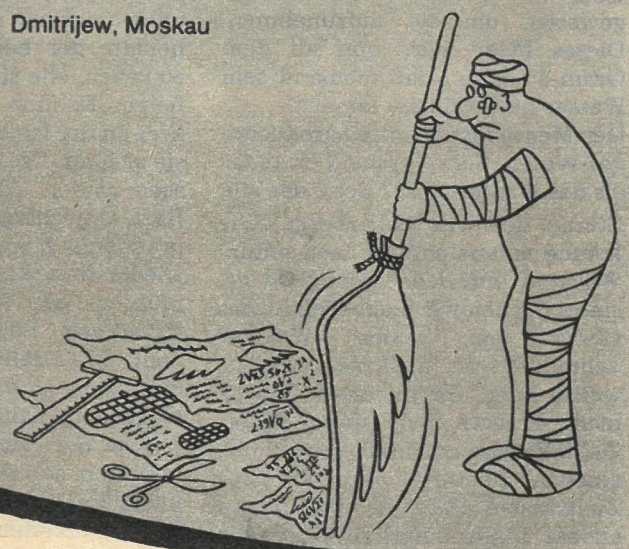
Ehrgeiz läßt Flügel wachsen.

Was heißt hier schlechte Straßen? In die Schlaglöcher der Luftstraßen passen ganze Flugzeuge!

Steger

„Ich reise nie mit Handgepäck!"

Dmitrijew, Moskau



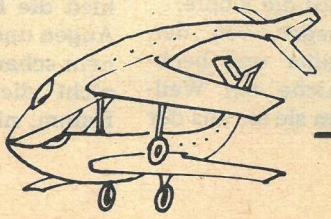
Strahl-Flugzeuge

Geistige Höhenflüge enden für gewöhnlich schon am eigenen Horizont.

Um seine wahre Größe zu erkennen, müßte mancher sich erst aus der Vogelperspektive betrachten.

Selbstbewußtsein ist, wenn man im Flugzeug sitzt und sich einbildet, notfalls auch ohne fliegen zu können.

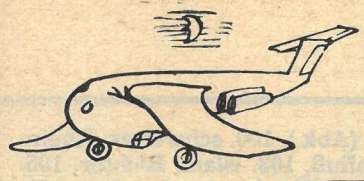
M. Strahl



Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch

Die hochfliegenden Vögel müssen sich ebensowohl als andere von der Erde ernähren. Zincgref

Die Mittelmäßigkeit verurteilt meist alles, was ihren Horizont übersteigt.



niemals Bedacht: Sie fliegt von hinnen, um das Ihre nur besorgt. Euripides

Höhenkoller

Wer glaubt, auf andere nicht mehr angewiesen zu sein, wird unerträglich.

Vauvenargues

Weicher Landungsschneck von Lerch

Freier Fall!

Schmidt

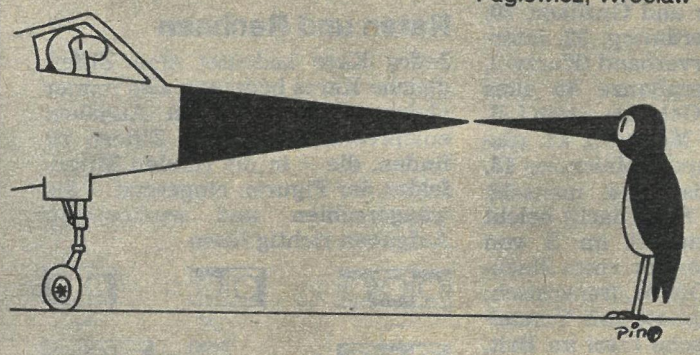
apparat etwas nicht stimmte. Ich konnte sprechen, so lange ich wollte. Kostenlos.
„Vorgestern hatten wir Regen", meldete sich erneut meine Frau. „Und was gibt es sonst noch Interessantes?"
„Nichts. Und darüber sprechen wir nachher." Meine Frau schickte sich offenbar an, den Hörer aufzulegen.
„Warte doch!" rief ich in panischer Angst. „Erzähle mir etwas! Was macht Witja?"
„Er sieht fern," erwiderte sie trocken. „Höre, mein Lieber, ich habe keine Zeit, mit dir zu schwatzen!"
„Dann hole Witja ans Telefon!"
„Er will nicht. Sieht einen spannenden Fernsehfilm."
„Wie heißt der Film?"
„Weiß ich nicht!" antwortete sie mürrisch, und ich spürte, daß sie im Begriff war, das Gespräch zu beenden.
„Leg den Hörer neben den Fernseher, damit ich mithören kann." Ich lauschte voller Spannung und gewann während dieser Zeit eine stattliche Summe eingesparten Telefongeldes. Dann wurde heftig an die Telefonzelle geklopft. Draußen stand eine lange Schlange. „Für mein Geld kann ich sprechen, so lange es mir Spaß macht!" schrie ich durch die Glasscheiben. Konnte ich das Glück, das mich heute so reich beschenkte, zurückweisen? „Müßtest du nicht längst im Flugzeug sitzen?" meldete sich die Stimme meiner Frau...
Das Flugzeug war lange gestartet. Man behielt von mir 25 Prozent des Fluggeldes ein. Ich rechnete: Ich hatte nur die Summe eingebüßt, die ich vertelefoniert hätte. So etwas nenne ich Glück!

Aus dem Russischen von Adeline Thomas

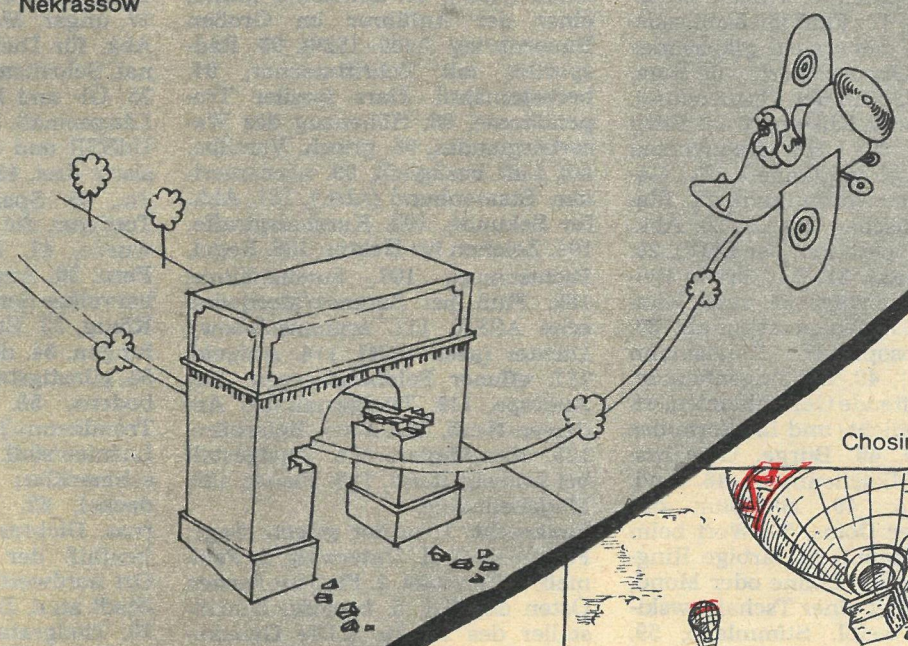
Eile ist gut, aber eigentlich sollte man wissen, warum man es eilig hat.

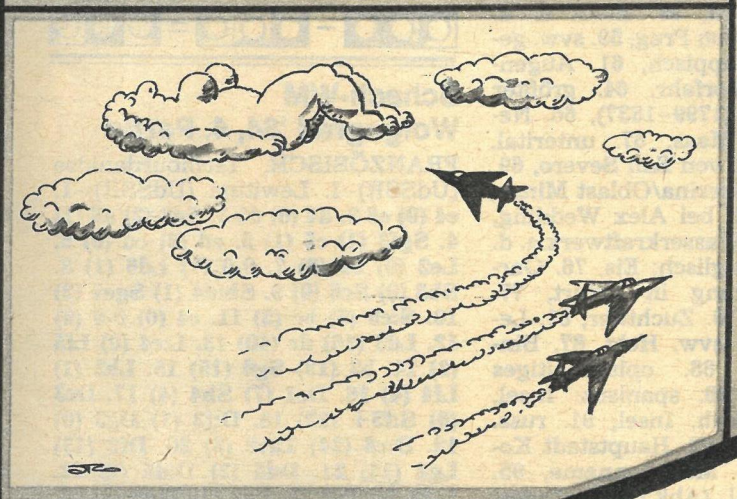
Freude verleiht Flügel, aber Schadenfreude macht manchen gen Himmel fliegen.

Fuglewicz, Wroclaw



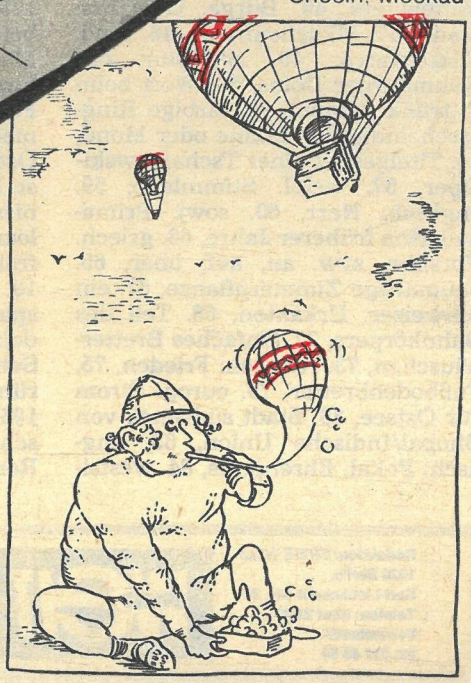
Nekrassow



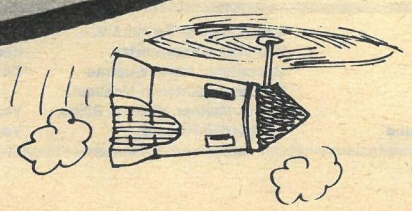


Tesler, Moskau

Chosin, Moskau



DIE UHR IST STUR



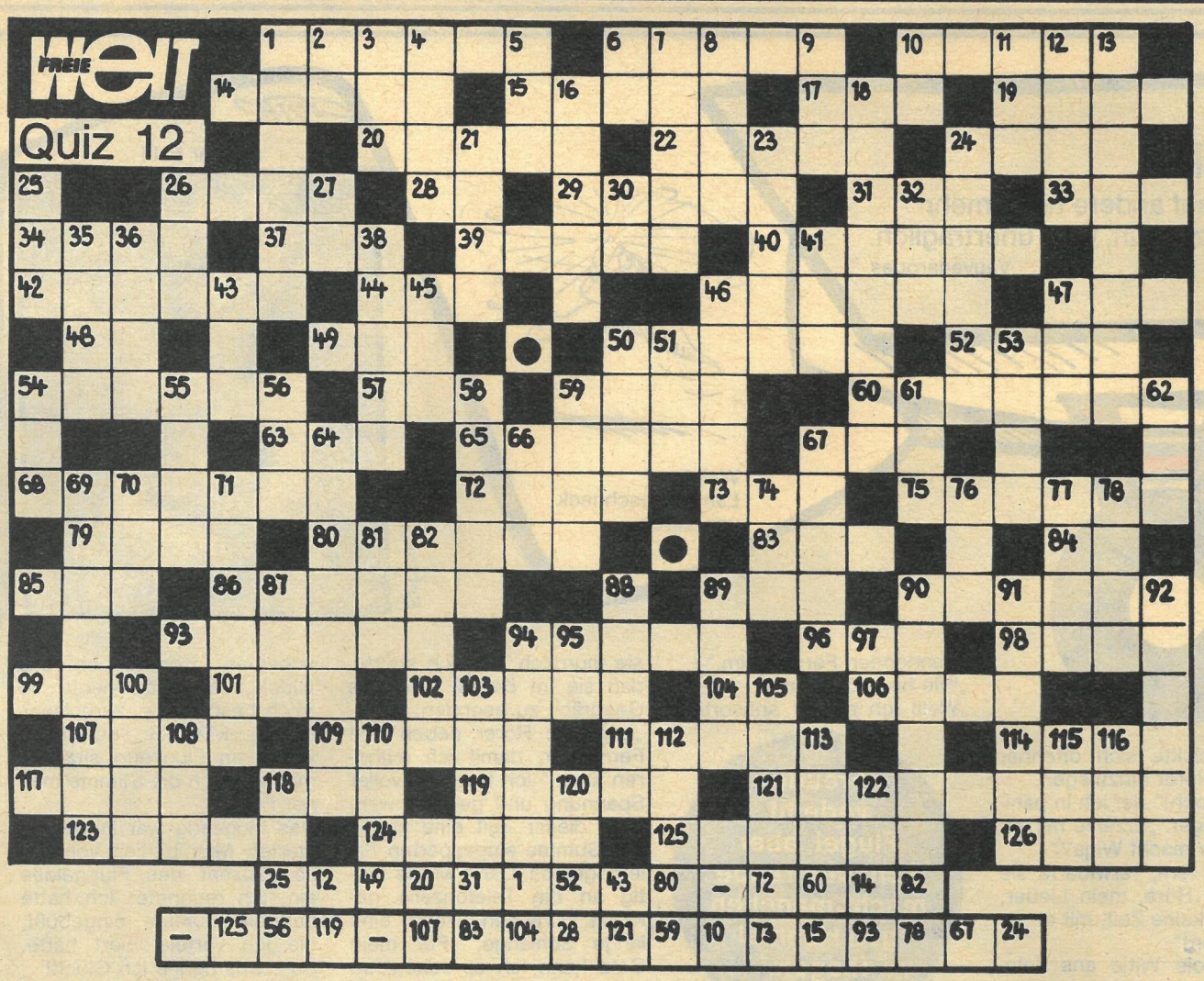
So geht es mir mein ganzes Leben,
Bin hoffnungsvoll, doch nichts gerät.
Seltsamerweise komm ich eben
Einmal zu früh, einmal zu spät.

Rassul Gamsatow

Der Himmel ist nur da, die Erde zu ergänzen. Rückert

La Rochefoucauld

Man darf Stolz nicht beschneiden, wenn er beflügelt.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. nordfranz. Hafenstadt am Kanal, 6. elektr. Mehrfachleitung, 10. Fluß im Kaukasusvorland, 14. silberweiß glänzendes Metall, 15. Ort nordwestl. von Riga, 17. griech. Göttin der Verblendung, 19. westschott. Küstenort am Firth of Lorne, 20. Hochfrequenzteil eines Fernsehempfängers, 22. Gebirgsstock in Nordungarn, 24. Planet, 26. ethischer Begriff, 28. Abk. für Rechenoperation (der EDV), 29. Duft (französ.), 31. Badeort in Belgien, 33. Großvater, 34. russ. Männername, 37. Wolganebenfluß, 39. engl. Philosoph und Staatsmann (1561–1626), 40. Schlangenfamilie, 42. stark duftende Gartenblumen, 44. französ. Gedicht- und Liedform des Mittelalters, 46. Bürge, Gewährsmann, 47. Mädchenname, 48. sowj. Flugzeugtyp, 49. Skulptur des Naumburger Doms, 50. Wort beim Zutrunk (latein.), 52. farbige Ringerscheinung um Sonne oder Mond, 54. Titelgestalt einer Tschaikowski-Oper, 57. weibl. Stimmlage, 59. englisch: Narr, 60. sowj. Primaballerina früherer Jahre, 63. griech. Vorsilbe, svw. an, auf, über, 65. baumartige Zimmerpflanze, 67. ein schweizer. Urkanton, 68. Teil des Bahnkörpers, 72. einfaches Bretterhäuschen, 73. russisch: Frieden, 75. Fußbodenbretter, 79. europ. Strom zur Ostsee, 80. Stadt südwestl. von Bhopal/Indische Union, 83. englisch: Pokal, Ehrenpreis, 84. westsibir. Strom, 85. europ. Inselbewohner, 86. Kurzwort für Aschenbecher, 89. im einstweiligen Ruhestand (Abk.), 90. deutscher Maler, einer der Anführer im Großen Bauernkrieg (1480–1526), 93. Radsportler mit Schrittmacher, 94. bernsteinähnl. Harz fossiler Tropenbäume, 96. Höhenzug des Weserberglandes, 98. griech. Vorsilbe, auf Luft bezüglich, 99. nordamerikan. Staatenbund (Abk.), 101. Abk. für Sekunde, 102. Kurzhalsgiraffe, 104. Zeichen für Hektar, 106. Regel, Richtschnur, 107. Jutebehältnis, 109. Fluß bei Saransk/Mordwinische ASSR, 111. armenisch-sowj. Dichter (gest. 1964), 114. Aufgeld, 117. offener Feldbahnwagen, 118. Antilope, 119. Titelgestalt bei Andersen-Nexö, 121. sowj. Reisebüro, 123. Hautflügler, 124. Titelgestalt bei Ludwig Renn, 125. Planet, 126. Mädchenname.

Senkrecht: 1. in der griech. Sage: Fährmann i. d. Unterwelt, 2. Feldmaß, 3. Senkblei, 4. Fluß im Fernen Osten der SU, 5. französ. Schriftsteller des 19. Jh. („Die Geheimnisse von Paris"), 6. Zeichen für Kiloampere, 7. Gebirgsweiden, 8. französisch: schön, 9. Langarmaffe, 10. chem. Zeichen für Tellur, 11. span. Ort am Duero/östl. von Valladolid, 12. nordspan. Fluß, 13. sowj. Schachgroßmeister, 16. weltberühmter schweizer. Clown (gest. 1959), 18. Teil der Schreibmaschine, 21. Titelgestalt bei Ludwig Renn, 23. antiker Name für die Landschaft, in der Troja lag, 24. Titelgestalt einer Flotow-Oper, 25. Fluß zum Asowschen Meer, 26. Komponist der Oper „Peer Gynt", 27. ungar. Maler und Grafiker, 30. Abk. für Dienstordnung, 32. internat. Schriftstellerverband (Kurzw.), 35. Öl- und Faserpflanze, 36. altes Längenmaß, 38. Gebirgssystem i. d. UdSSR und der Mongolei, 41. russisch: drei, 43. japan. Maler des 13. Jh., 45. Speisefisch, 46. menschl. Tonfigur, die (d. Sage nach) belebt wurde, 47. Küstenort im S von Peru, 50. Angehöriger eines Nachbarvolkes der DDR, 51. französisch: König, 53. Stahlplatte mit Versteifungen, 54. dänische Insel im Belt, 55. günstigster Zustand des Kulturbodens, 56. norweg. Fluß zum Trondheimsfjord, 58. Stadt a. d. Lužnice/südl. von Prag, 59. svw. geschmacklos; läppisch, 61. Augendeckel, 62. Vorfahr, 64. größter russ. Dichter (1799–1837), 66. Nebenfluß der Maas, 67. unterital. Ort nordwestl. von San Severo, 69. Stadt an d. Beresina/Oblast Minsk, 70. Titelgestalt bei Alex Wedding, 71. Stadt und Wasserkraftwerk a. d. Angara, 74. englisch: Eis, 76. Gartenbauausstellung in Erfurt, 77. Theaterplatz, 78. Zuchttier, 81. Lebensbund, 82. svw. Held, 87. Binnengewässer, 88. opiumhaltiges Medikament, 89. spanisch: Insel, 90. große griech. Insel, 91. russ. Mädchenname, 92. Hauptstadt Kolumbiens, 94. Mädchenname, 95. Operationssaal (Abk.), 97. Tagesnorm (Abk.), 100. schweizer. Rheinnebenfluß, 103. islam. Richter, 105. Atoll nördl. der Insel Irian, 108. Tonartbezeichnung, 110. Furche, Rinne, 112. dichterisch: Reue, 113. Donaunebenfluß, 115. musikal. Halbton, 116. Erfüllungsstand, 118. chem. Zeichen für Germanium, 120. chem. Zeichen für Titan, 122. sowj. Flugzeugtyp.

Vor hundert Jahren, also 1884, wurde in Leipzig eine Institution gegründet, die sich als Forschungsstelle und Schausammlung zur Geschichte des Buch- und Schriftwesens großer Beliebtheit erfreut. Seit 1950 ist sie der Deutschen Bücherei in Leipzig angegliedert.

Der Name dieser Einrichtung ist das Lösungswort unseres heutigen Rätsels. Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleisten am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 12 oder die Zahlenleisten auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 12. Dezember 1984 (Datum des Poststempels). Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

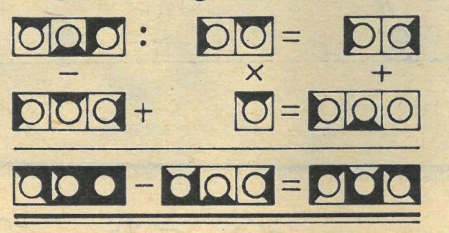
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 1/1985 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Schach-WM Wolgograd '84, 4. Partie

FRANZÖSISCH, Tschiburdanidse (UdSSR)–I. Lewitina (UdSSR): **1. e4 (0) e6 2. d4 (0) d5 3. Sd2 (2) a6 (1) 4. Sgf3 (1) c5 (1) 5. ed (2) ed (0) 6. Le2 (0) cd (2) 7. 0-0 (1) Ld6 (1) 8. Sb3 (0) Sc6 (0) 9. Sb:d4 (1) Sge7 (2) 10. S:c6 (5) bc (5) 11. c4 (0) 0-0 (6) 12. Ld3 (16) dc (40) 13. L:c4 (0) Lf5 (2) 14. b3 (13) Sg6 (15) 15. Lb2 (1) Lf4 (4) 16. De1 (7) Sh4 (4) 17. Dc3 (6) S:f3+ (22) 18. D:f3 (1) Dg5 (0) 19. D:c6 (24) Tac8 (8) 20. Df3 (13) Lg4 (14) 21. Dd5 (2) D:d5 (2) 22. L:d5 (0) Tc2 23. La3 (1) Tfd8 (3) 24.**

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE Welt

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;
Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold
Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

Le4 (9) Te2 (1) 25. Tfe1 (9) Tdd2 (6) 26. T:e2 (17) L:e2 (0) 27. g3 (0) Le5 (2) 28. Tc1 (1) g5 (3) 29. Tc8+ (1) Kg7 (0) 30. Lf8+ (0) Schwarz gab auf.

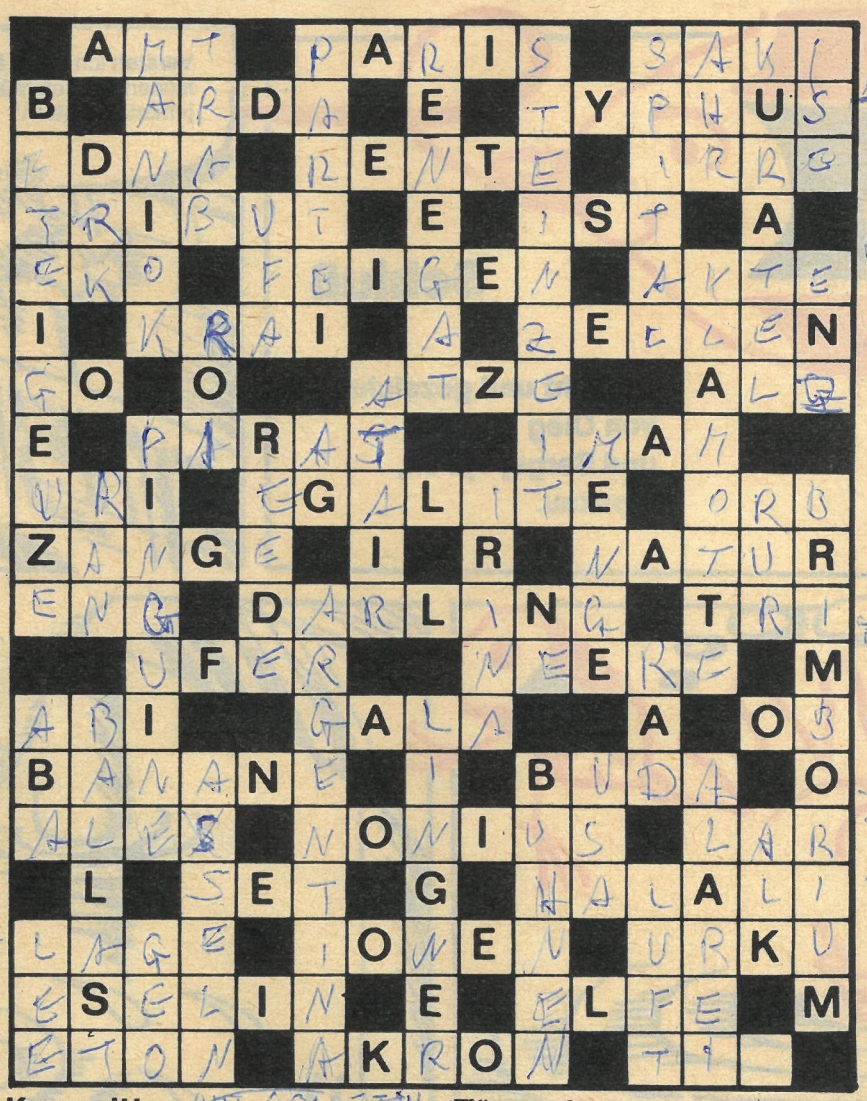
Zweimal im Rückstand liegend, schaffte die 23jährige Weltmeisterin Maja Tschiburdanidse im Titelkampf mit Irina Lewitina (beide UdSSR) jedes Mal umgehend den Ausgleich, um schließlich den Spieß umzukehren und eindeutig zu dominieren.

Obenstehend, mit Angabe der Bedenkzeit zu jedem Zug, Majas erster „Ausgleichstreffer"!

Wörterband

Von außen nach innen: einhöckriges Kamel – Wasservogel – Mineralgemenge, aus denen sich die Erdkruste aufbaute – griechisch: Haut – Schachfigur – Denklehre – Finkenvogel – Schuhmacherwerkzeug – kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten – Situation – Kraftmaschine – Pflanze mit Brennhaaren – schweizer. Rheinnebenfluß – Gesichtshaar.

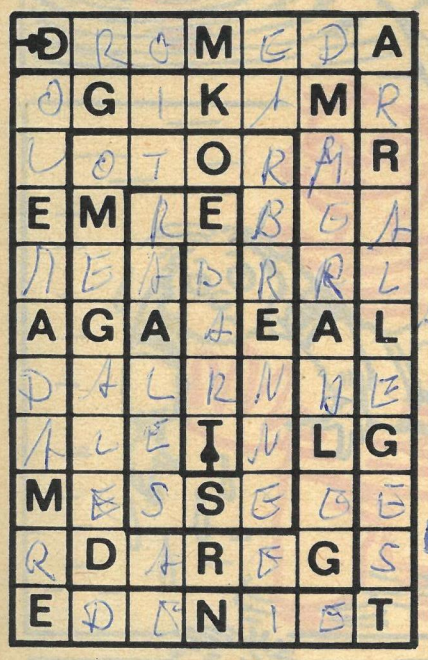
Von innen nach außen: Rennpferd – Speisefisch – Kost – Wartanebenfluß – ein Grundnahrungsmittel – griech. Buchstabe – Geliebte des Zeus – Richtschnur – Frauenräume des islam. Hauses – Halbaffe – sagenh. menschl. Tonfigur – Opern- und Konzertsänger der DDR – Vortrag – Verbindungsbolzen – Teil mancher Boote – Langarmaffe – Ackerblume, Unkraut – schweres Verbrechen.



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. kleine Krebstiere, 2. Behörde, 3. Schriftstück, 4. grober oriental. Wollstoff, 5. Kinderzeitschrift, 6. Aktiengesellschaft (Abk.), 7. Mariza-Nebenfluß in Bulgarien, 8. südamerikan. Staat (i. d. Landessprache), 9. Nebenfluß des Inns, 10. Stern im Sternbild Adler, 11. Arbeiter-und-Bauern-Inspektion (Abk.), 12. Rhein-Nebenfluß, 13. südfranzös. Bergbaustadt, 14. nord. Tauchvogel, 15. Stadt im Norden des USA-Staates Ohio, 16. skythisch-sarmatisches Nomadenvolk, 17. tote Last, 18. umgangssprachlich svw. überflüssiges Gerede, 19. Südfrucht, 20. Stern im Sternbild Orion, 21. Stadtteil von Budapest, 22. Stein- oder Faschinendamm in Flüssen oder am Meer, 23. englisch: Liebling, 24. Deutsches Rotes Kreuz (Abk.), 25. ein Losungswort der Französischen Revolution, 26. engl. Schulstadt, 27. Mädchenname, 28. weibl. Lasttier, 29. Eisenhüttenkombinat Ost (Abk.), 30. Märchenwesen, 31. Neckar-Nebenfluß, 32. räumlich beschränkt, 33. Festkleidung, 34. griech. Vorsilbe, auf die Erde bezüglich, 35. altjapan. Brettspiel, 36. eßbare Früchte eines Maulbeergewächses warmer Länder, 37. Jagdruf, 38. islam. Gelehrter, 39. Ausweglosigkeit, 40. russ. Mädchenname, 41. Erfüllungsstand, 42. japan. Heiligtum bei Osaka, 43. elektr. geladene Masseteilchen, 44. umgangssprachlich svw. Stein, 45. staatl. sowj. Verwaltungseinheit, 46. Vormundschaft, Pflegschaft, 47. Maler der DDR (gest. 1959), 48. Situation, 49. Windschatten, 50. Langarmaffe, 51. Gasgemenge der Atmosphäre, 52. brasilian. Wolfsmilchgewächs, eine der ältesten Kulturpflanzen, 53. ein Grundbegriff der Mathematik, 54. Wesensart, 55. Untiefe (Mz.), 56. chem. Zeichen für Neon, 57. Hilfsmaßstab auf Längenmeßgeräten, 58. westsibir. Strom, 59. südfranzös. Fluß zum Mittelmeer, 60. westeurop. Hauptstadt, 61. politische Organisation, 62. svw. Seeräuber, 63. flugunfähige Vögel antarktischer Gebiete, 64. offener Schiffsankerplatz, 65. Wagenteil, 66. altnord. Meeresgöttin, 67. Abtrünniger; polit. Überläufer, 68. Altersgeld, 69. französisch: König, 70. Maas-Nebenfluß, 71. Stadt a. d. Krim/nordwestl. von Simferopol, 72. ältester Abschnitt der Urgeschichte der Menschheit, 73. Satz zusammengehörender Gegenstände, 74. alte Bezeichnung für Krankenhaus, 75. ein Sprengstoff (Kurzbez.), 76. Abgabe, Steuer (latein.), 77. russisch: drei, 78. eine Infektionskrankheit, 79. Gangart der Pferde, 80. Titelgestalt bei Alex Wedding, 81. Gewässerfand, 82. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 83. schweizer. Urkanton, 84. nordamerik. Staatenbund (Abk.), 85. ein Werkzeug, 86. kleinste Bau- und Funktionseinheiten bei Pflanzen, Tieren, Menschen.



Vom Kern zum Wort

Waagerecht: 1. negativ geladenes Elementarteilchen, 2. stabförmiges, biegsames Trainingsgerät für das Muskelkrafttraining, 3. Staat im Zentrum der USA, 4. Kreisstadt im Bezirk Gera, 5. balladenartige Form des Minnegesangs, 6. größter rumän. Dichter des 19. Jh., 7. spanische kommunist. Arbeiterführerin, 8. russ. Admiral (besiegte im Krimkrieg die türkische Flotte).

Senkrecht: die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben den Namen eines großen deutschen Physikers, der 1955 starb.

1	E	L	E	K	T	R	N
2	E	M	P	A	N		
3	N	B	R	A	S		
4	A	A	L				
5		G	E	L			
6	E	M	I	N	E		
7	I	B	A	R			
8	N		C	H	I		

Auflösungen aus Heft 23/1984

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Ostrowski, 5. Butlerow, 10. Email, 14. Latte, 16. Giro, 18. Indus, 19. Ekarté, 21. Oase, 23. Won, 24. USA, 25. Itala, 26. Erato, 29. Enz, 32. Teig, 34. Kost, 36. Gare, 37. Saal, 39. Talar, 41. Esel, 43. Tee, 45. Eile, 46. Erna, 48. Eris, 49. Glinka, 50. Mai, 52. Celle, 53. Uta, 55. one, 57. Aller, 58. Ger, 61. Grille, 62. Obst, 64. Unna, 67. Enak, 70. Man, 71. Anna, 72. Lesen, 73. Newa, 75. Oboe, 76. Otto, 78. Ella, 80. Ith, 82. Rasur, 84. Speer, 88. Aal, 89. Ahn, 90. Rist, 92. Le Mans, 93. Stand, 95. Odem, 97. starr, 98. Rakel, 99. Kostroma, 100. Ehrenburg.

Senkrecht: 1. Oblast, 2. Toto, 3. Orest, 4. Sog, 6. Udine, 7. Lid, 8. Ras, 9. Wiese, 11. Mars, 12. Igel, 13. Nowosti, 15. Taiga, 17. Irak, 20. Kanal, 22. Earl, 27. Aare, 28. Omen, 30. Haar, 31. Bersarin, 33. Ise, 35. Tal, 38. Ahle, 40. Lek, 42. Sam, 43. Tichonow, 44. Unke, 45. Eau, 47. Ren, 48. Eule, 49. Glut, 51. Arie, 54. Ton, 56. Egk, 57. Alte, 59. Run, 60. Fes, 63. Soor, 65. Narr, 66. Alès, 68. neo, 69. Antonow, 70. Mal, 71. Altan, 73. Neer, 74. Werst, 77. Oste, 79. Antrag, 81. Hašek, 83. Radom, 85. Eisen, 86. Elea, 87. Imme, 91. Tabu, 93. SOS, 94. Air, 96. Mur.

Kreuzgitter. Waagerecht: Remise (49), Trap (59), Ariel (1), Alarm (2), Erkel (12), BAM (8), Mir (39), Messe (40), Mine (41), Ellen (13), Abt (3), Zahl (65), Motte (42), Lende (34), uni (63), Lea (35), Sitte (53), Isère (30), Eins (14), Eta (15), Arena (4), Egge (16), Beule (9), Aus (5), Erz (17), Islam (31), Sehne (54), Tarif (60), Elen (18), Egeria (19).

Senkrecht: Raab (50), Miami (43), Summe (56), Rakel (52), Palme (48), Kies (33), Elbe (28), Ner (45), Lam (36), Enz (26), Sohn (58), Nut (44), Été (23), Lid (37), Emile (20), Blut (11), Auge (7), Liter (38), Tran (61), Eis (22), Niet (47), Eni (24), Eibe (21), Ire (32), Tea (62), Sog (57), Sal (55), Reife (51), Nelke (46), Essig (25), Geher (29), Ern (27), Bett (10), Ugra (64), Amt (6), Zeta (66).

Füllrätsel: 1. Graben, 2. Egmont, 3. Leguan, 4. Aragon, 5. Gringo, 6. Elblag. – Gelage.

Magisches Quadrat: 1. Star, 2. Tage, 3. Agon, 4. Rendite, 5. Ines, 6. Teil, 7. Esla.

Vom Kern zum Wort: 1. Machorka, 2. Istanbul, 3. Taganrog, 4. Saloniki, 5. Chamisso, 6. Halligen, 7. Ulbricht, 8. Ramajana, 9. Isolator, 10. Napoleon. – Mitschurin.

Silbenrätsel: 1. Zäsur, 2. Eduard, 3. Irade, 4. Theater, 5. Urfa, 6. Napoli, 7. Dame, 8. Etüde, 9. Insel, 10. Finger, 11. Eber, 12. Rentner, 13. Teckel, 14. Rioni. – „Zeit und Eifer trocknen Sümpfe aus".

Umstellrätsel: Eisen, Rispe, Diner, Wale, Oslo, List, Flut. – Erdwolf.

Viereckleiste: 1. Retirade, 2. Batterie, 3. Rabelais, 4. Siamosen, 5. Sonatine, 6. Aragonit.

Raten und Rechnen:

4984	:	56	=	89
–		×		+
310	+	75	=	385
4674	–	4200	=	474

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Der Zauberstift

Schluß

Erdacht und gezeichnet
von Oleg Tesler
und Sergej Tjunin,
Moskau.

Versteh ich nicht. Du tust Wunder, und über mich lachen alle. Ich müßte etwas Großartiges tun. Vielleicht jemanden retten?

Bitte!

Was mach ich denn jetzt? Ich kann ja gar nicht schwimmen!

Langsam begreife ich. Man muß lernen, selbständig zu sein und nicht auf Wunder hoffen. Dann wird niemand lachen.

Richtig, Mitja. Leb wohl, Du brauchst mich jetzt nicht mehr… Aber Wassja kommt wohl ohne mich nicht aus.

Wie der habgierige Karachan gestraft wurde

In alter Zeit, als der Großvater meines Großvaters so alt war wie du heute, mein Kind, vielleicht auch noch früher, lebte im Vorgebirge des mächtigen Alatau[2]) ein Chan namens Karachan. Er hatte mehr Schafe als Sandkörnchen in der Wüste waren, und seine Herden waren so reich an Pferden wie eine Regenwolke an Wassertropfen. Niemand vermochte sie zu zählen. Und wenn es einer versucht hätte, wäre er in die Irre gegangen: Versuche mal einer, die Grashalme in der Steppe zu zählen!

Karachan besaß die fettesten Hammel und die wärmsten Jurten[3]) aus weißem Filz und die schnellsten Rennpferde. Karachan aß das fetteste Fleisch. Er schlief auf den wärmsten Decken. Er ritt den schnellfüßigsten Hengst.

Ein wundervolles Roß war das, mein Kind! Schnell, stark, feurig. Es stand vor der Jurte, schüttelte den Kopf, tänzelte ungeduldig, und kaum war Karachan aufgesessen und hatte es mit seiner Kamtscha[4]) berührt, flog es von dannen, flink wie der Wind. Die Berge hatten viele Rennen gesehn. Aber der Sieger war stets Ala, der Renner Karachans.

„He, ihr Hungerleider!" sagte Karachan jedesmal nach einem Rennen zu den armen Leuten. „Mit Karachan wolltet ihr euch messen? Eher wird der Alatau zur Steppe, als daß einer von euch mich überholt."

So ging es viele Jahre: Kein Kasache war reicher als Karachan, kein Pferd schneller als sein Renner.

Eines Tages fand ein großes Fest statt. Die besten Dshigiten aus den Bergen und der Steppe kamen zusammen, um sich in einem Rennen zu messen. Wer würde am schnellsten von einem Berg zum nächsten reiten? Die Dshigiten machten sich bereit, da trat Karachan vor und sagte prahlerisch:

„He, ihr Hungerleider! Ihr Dshigiten auf alten Mähren! Allah ist mein Zeuge: Wenn einer von euch mich überholt, bekommt er von mir soviel Schafe, wie Hirsekörner auf einem Fladen Platz haben!"

Die Dshigiten sagten nichts. Sie wußten, daß sie die Mähne seines Renners nie hinter sich sehen würden. Zwar spornten sie ihre Pferde zu schnellstem Lauf an, doch Karachan blieb immer vor ihnen. Niemand zweifelte mehr an seinem Sieg. Aber da erschien ein fremder Dshigit auf einem mageren Pferd. Er ritt ganz vorn und mußte Karachan jeden Moment einholen. Als der Chan das Hufgetrappel hörte, drehte er sich um, sah das magere Pferd und lachte.

„Ein Dummkopf auf einem ausgemergelten Gaul will mich überholen, sich mit Karachan messen?"

Der Dshigit aber holte Karachan ein, entriß ihm die Kamtscha, peitschte sein Pferd und stürmte den Bergen zu. Karachan war bestürzt. Er feuerte sein Pferd an, stieß ihm die Fersen in die Seiten, doch das Pferd kam nicht voran. Das Volk staunte und begriff nicht, was geschah.

Der junge Dshigit flog zu den Bergen, schwang sich wie ein Falke die mächtigen Gipfel hinan und verschwand. Karachan heulte wie ein wütender Wolf und fiel wie ein Sack zu Boden. Diener hoben ihn halbtot auf, flößten ihm Wasser und reichlich Kumys[5]) ein und wickelten ihn in Decken, denn er zitterte, dann legten sie ihn in einen Wagen und brachten ihn in den Aul[6]). Über kurz oder lang wurde Karachan wieder gesund. Eines Tages saß er in seiner weißen Jurte, aß Hammelfleisch und trank Sorbet[7]) dazu. Die Knochen warf er seinen Frauen zu wie Hunden. Auf einmal hörte er Pferdegetrappel, im Aul zeigte sich ein Reiter. Er kam auf Karachans Jurte zu, stieg ab und sagte: „Es ist nun an der Zeit, daß du dein Wort hältst, Karachan. Gib mir soviel Schafe, wie Hirsekörner auf einem Fladen Platz haben."

Der Chan erbebte, als er seinen Gegner erkannte. Er entsann sich seines Versprechens und hätte es gern zurückgenommen. Was tun?

„Gut", sagte er. „Ich brauche Zeit, um die Schafe herzuholen, aber gib mir meine Kamtscha zurück."

Der Dshigit dachte nach und sprach: „Hier hast du deine Kamtscha. Aber betrüge mich nicht, es würde dir leid tun." Er reichte Karachan die Kamtscha, sprang aufs Pferd und sprengte in die Steppe.

Karachan frohlockte, denn die Kamtscha besaß Zauberkräfte. Sie vermochte jedes noch so erschöpfte Pferd zu schnellstem Galopp zu treiben. Doch was sollte er mit der Schuld tun? Er nahm einen Fladen, schüttete Körner darauf und ließ sie von seinen Dienern zählen. Sie fanden, daß es viele Tausende waren. Dem Chan tat es leid, dem Dshigiten so viele Schafe zu geben. So rief er seinen obersten Wesir und trug ihm auf: „Ich gebe dir tausend Reiter, mit denen ziehst du in die Steppe und nimmst den Leuten alle Schafherden weg. Ihre Besitzer mögen dafür bezahlen, daß ihre Großväter ihr Vieh auf den Ländereien meiner Großväter weiden ließen." Die Reiterschar machte sich auf den Weg. Wieder erschien der Dshigit und verlangte seine Schafe.

„Laß mir Zeit, Dshigit, bis die Schafe gelammt haben, dann bekommst du sie", bat Karachan.

„Gut", sagte der Dshigit. „Ich will warten, aber zum letzten Mal."

Von dem Wesir und den Reitern kam lange keine Nachricht. Dann aber kehrten sie mit vielen Schafen zurück. Sie hatten das arme Volk ausgeplündert. Der Chan war zufrieden, seine Augen brannten vor Habgier, und es tat ihm leid, diesen Reichtum dem Dshigiten zu geben. Er überlegte, wie er ihn betrügen könne, und dachte: Es war ja nicht ausgemacht, wie groß der Fladen sein solle.

Froh über seinen Einfall, ließ er einen Fladen backen, wie ihn nicht einmal die armen Leute backten, kleiner als dein Händchen, mein Kind. Darauf hatten nur wenige Körner Platz. Er zählte entsprechend viele Schafe ab und wartete auf den Dshigiten.

Dieser kam bald darauf, betrat die Jurte und sagte: „Chan, ich kann nicht länger warten. Gib mir meine Schafe."

„Bitte sehr", sagte Karachan. „Hier hast du sie." Er gab dem Dshigiten den winzigen Fladen, auf dem nur ein gutes Dutzend Körner lagen.

Der Dshigit sah den Chan an und sagte: „Nein, Karachan, so haben wir nicht gewettet. Du hast dein Wort nicht gehalten." Er trat aus der Jurte und schrie so laut, daß alle Armen in der Steppe es hörten: „Karachan ist ein Lügner und Betrüger! Ein Räuber! Antwortet, Leute, was machen wir mit ihm? Welche Strafe soll ihn treffen?"

Von allen Seiten strömten die Menschen zu dem Dshigiten. „Er soll so viele Schläge mit der Kamtscha bekommen, wie er uns Schafe weggenommen hat", verlangten sie.

Der Dshigit überlegte und sagte: „Es soll so sein, wie ihr wollt. Aber das ist zu arg. Er soll nur so viele Schläge bekommen, wie seine Kamtscha Riemen hat."

Karachan erschrak. Er rief seine Diener und befahl ihnen, den Dshigiten zu binden und die Armen wegzujagen. Aber die Diener gehorchten ihm nicht. Der Dshigit nahm die Kamtscha, zerrte Karachan aus der Jurte, legte ihn auf die Erde und holte aus. Beim ersten Schlag winselte Karachan wie ein Schakal. Die Schafe drängten sich erschrocken zusammen. Beim zweiten Schlag knurrte er wie ein Panther, so daß die Pferde auf den fernen Weiden erzitterten. Beim dritten Schlag gab er den Geist auf. Der Dshigit legte den toten Karachan quer über dessen Roß und schlug es mit der Zauber-Kamtscha. Das Pferd schwang sich hoch über die Berge und die Steppe und warf Karachan ab. Da, wo er zu Boden stürzte, wuchs fortan nur noch Kameldorn und Giftkraut. Bis heute machen die Hirten einen großen Bogen um diese Stelle, denn dort gibt es Skorpione und giftige Schlangen.

[2]) („Bunte Berge"). Gebirgszug des Tienschan und Nordausläufer des Alatau
[3]) Rundes Zelt, bestehend aus einem Stangengerüst, das mit Filzmatten bedeckt wird
[4]) Riemenpeitsche
[5]) Gegorene Stutenmilch
[6]) Dorfsiedlung der Turkvölker
[7]) Ähnlich der gegorenen Stutenmilch

Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke
Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner.

Die Kasachen

– 6 556 000 Angehörige[1]) – wurden vor der Oktoberrevolution fälschlicherweise meistens als Kirgisen bezeichnet. Kasache ist 1925 als offizieller Name eingeführt worden; er entspricht der Selbstbezeichnung und in den Turksprachen dem Begriff für freie Steppenbewohner.

Kasachisches Märchen

Siehe Rücktitel

Sowjetisch-Mittelasien umfaßt die Usbekische, die Kirgisische, die Tadshikische, die Turkmenische SSR – die zusammen auch einen Wirtschaftsbezirk bilden – und die 2 717 300 km² große Kasachische SSR (Kasachstan), die die zweitgrößte Unionsrepublik der UdSSR ist.

Kasachstan – die Hauptstadt ist Alma-Ata – bildet einen eigenen Wirtschaftsbezirk. Nach dem Gesamtumfang der Industrieproduktion steht es nach der RSFSR und der Ukrainischen SSR an 3. Stelle, obwohl etwa 70 % der Fläche durch die Landwirtschaft genutzt werden – etwa ein Sechstel der sowjetischen Ackerfläche liegt in Kasachstan; im Neulandgebiet wird besonders Getreide angebaut.

Früher wurden die Märchen und Lieder der Kasachen von Volkssängern (Akyne) übermittelt. Über 1000 Lieder und Märchen sang der 80 Jahre alte Omar Baimetow wißbegierigen Folkloreforschern in Alma-Ata auf Band. Sein erstaunliches Gedächtnis half, diese bisher schriftlich nicht vorliegenden Märchen und Lieder der Nachwelt zu erhalten. Gegenwärtig werden sie für den Druck vorbereitet; denn heute ist das Kasachische – zur Nordwest-(Kiptschak-)Gruppe der Turksprachen gehörig – Literatursprache.

Gisela Reller

[1]) Diese Zahlenangabe bezieht sich auf die letzte Volkszählung von 1979.

Auf ein Wort, Herr

Sie befassen sich mit der Biochemie der Pflanzen, suchen nach neuen Wirkstoffen aus Pflanzen und für Pflanzen und haben sich dabei schon seit den fünfziger Jahren um internationale Zusammenarbeit bemüht ...

Eine 1956 in Moskau und Leningrad stattgefundene Konferenz der sozialistischen Länder zur Kartoffelkäferproblematik führte mich mit Professor S. M. Prokoschew vom Bach-Institut für Biochemie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Moskau zusammen. Professor Prokoschew und seine Mitarbeiter beschäftigten sich wie wir in Mühlhausen (Thüringen) mit den Steroidalkaloiden einiger Wildkartoffeln und der Tomate, auf welche die Widerstandsfähigkeit dieser Pflanzen dem Kartoffelkäfer gegenüber zurückzuführen ist. Drei Jahre später unternahm ich eine vierwöchige Reise nach Moskau und Krasnodar zu Dr. N. N. Suworow vom Staatlichen chemisch-pharmazeutischen Forschungsinstitut in Moskau. In Krasnodar und anderen südlichen Gebieten der Sowjetunion gab es für unsere Verhältnisse sehr günstige Anbaubedingungen für eine in Neuseeland und Australien beheimatete tomatenähnliche Pflanze (Solanum laciniatum), die ein zur Steroidhormonproduktion besonders vorteilhaft geeignetes Steroidalkaloid aufwies. Wir verfügten in Mühlhausen über eine nur bescheidene Anbaufläche von zwei Hektar und mußten die an subtropisches Klima gewöhnten Jungpflanzen vor der Freilandauspflanzung in Gewächshäusern anziehen. Den sowjetischen Wissenschaftlern aber standen Kulturflächen von mehreren hundert Hektar zur Verfügung, und unter der heißen Sonne des Kuban-Don-Gebiets war eine unmittelbare Aussaat auf dem Feld möglich. Wir hatten uns in Mühlhausen vor allem mit der Isolierung, der Chemie und dem chemischen Abbau der interessierenden Pflanzeninhaltsstoffe beschäftigt, die sowjetischen Partner hingegen mit den Fragen eines Großanbaus der entsprechenden Pflanzenarten. So ergab sich eine vorzügliche wechselseitige Ergänzung und damit eine Potenzierung unserer vereinten Kräfte. Die Arbeit in Moskau und Krasnodar, der Austausch von Erfahrungen, Besuche von Wissenschaftlern in beiden Ländern – sie bildeten den Grundstein für eine langjährige, erfolgreiche Kooperation.

Die Biochemie der Pflanzen ist ein sehr breit gefächertes Gebiet in Ihrem Forschungsbereich. Würden Sie uns an einem Beispiel einen Schwerpunkt Ihrer heutigen Zusammenarbeit schildern?

Einer davon ist die Pflanzenhormonforschung. Ähnlich wie die menschlichen oder tierischen Hormone sind die Hormone der Pflanze verantwortlich für Wachstum, Entwicklung, den Stoffwechsel, das Blühen, Fruchten usw. Diese von der Pflanze selbst produzierten Substanzen sind einmal natürlich genetisch bestimmt, zum anderen aber auch in ihrer Wirkung von Umweltfaktoren abhängig, also zum Beispiel von Sonne oder Schatten, Wärme oder Kälte, Regen oder Trockenheit. Diese Faktoren steuern den Hormonspiegel der Pflanzen, das komplizierte Zusammenspiel der verschiedenen Hormone. Dieses gilt es zu entschlüsseln. Erst dann sind wir in der Lage, hormonähnliche Wirkstoffe auch künstlich herzustellen. Diese sind natürlich viel billiger zu produzieren als die natürlichen Hormone, die in der Regel erst in aufwendigen Verfahren aus Pflanzen isoliert werden müssen.

Wofür benötigen die Pflanzenphysiologen solche hormonähnlichen Wirkstoffe? Wohin zielen Ihre Forschungen? Können Sie uns erläutern, welche Substanzen für die Ertragssteigerung bei landwirtschaftlichen Kulturen an Ihrem Institut bisher entwickelt wurden?

Wir benötigen diese Stoffe als Wachstumsregulatoren für die weitere Verbesserung der Pflanzenproduktion. Mit diesen synthetischen, oftmals maßgeschneiderten Substanzen werden Prozesse, wie sie die Hormone bewirken, in gezielter Weise beeinflußt. Sie sind zu vergleichen mit Sicherheitsschlüsseln, die präzise in die dazugehörigen Schlösser passen. Eine solche Substanz ist beispielsweise das in der DDR entwickelte Camposan. Es setzt in der Pflanze ein natürliches, gasförmiges Hormon, das Ethylen, frei, das für die Steuerung von Reifungsprozessen, des Längenwachstums von Pflanzen, als Halmstabilisatoren bei Getreide genutzt wird. Wir wissen, daß die pflanzlichen Hormone nicht einzeln, sondern in einem sehr komplizierten Wechselspiel wirken. Also brauchen wir verschiedene Wachstumsregulatoren, um die Wachstums- und Entwicklungsprozesse in der gewünschten Weise zu steuern. Solche Substanzen zu synthetisieren, die den pflanzlichen Wirkstoffen sehr ähnlich sind, ist unser Ziel. Und das ist unser neues Prinzip: So wie die Pflanze mit einem komplizierten Gemisch mehrerer Hormone alle Prozesse steuert, so wollen wir ähnliche Wirkungen mit einem vergleichbaren Gemisch synthetischer Wirkstoffe erreichen. Und dies in der richtigen Dosierung, an der richtigen Stelle und zum richtigen Zeitpunkt. Auf eine solche Weise ist es möglich (oder wird es möglich werden), durch Kombination einer begrenzten Anzahl verschiedener Typen von Wachstumsregulatoren Präparate für die spezifischen Bedürfnisse unterschiedlicher Kulturpflanzen bereitzustellen.

Doch jede neue Kombination ist eine sehr aufwendige Forschungsaufgabe. Uns ist es in langjähriger, erfolgreicher Zusammenarbeit mit Forschungsgruppen der Martin-Luther-Universität, des Instituts für Pflanzenschutzforschung der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, des VEB Chemiekombinat Bitterfeld, der Forschungsstelle für Anwendungsforschung Cunnersdorf des VEB Agrochemisches Kombinat Piesteritz und einigen LPG Pflanzenproduktion des Bezirkes Halle gelungen, einige interessante neue Kombinationspräparate mit solchen hormonähnlich wirkenden Stoffen zu entwickeln. Sie wurden geprüft, und einige sind bereits für die Getreideproduktion vom Ministerium für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft zugelassen.

Gibt es nicht Probleme, wenn Sie in so diffizile Prozesse, in das subtile Netzwerk der Natur, eingreifen? Hier stellt sich natürlich neben der Frage nach dem wirtschaftlichen Nutzen auch jene nach den ökologischen Auswirkungen.

Zunächst einmal geht es nicht allein um den Ertrag, obwohl jede zusätzliche Tonne Getreide für unsere Republik von Vorteil ist. Neben der Masse kommt es erstens auf die Qualität an, zweitens auf niedrige Produktionskosten. Das Aufwand-Nutzen-Verhältnis muß stimmen. Es geht nicht nach dem Motto „viel um jeden Preis", sondern um „viel möglichst billig"! Auch eventuelle negative Effekte auf die Umwelt müssen beachtet werden. Jede Substanz wird deshalb heute von uns daraufhin geprüft. Es ist aber nicht genug zu wissen, daß eine Substanz, die wir auf ein Weizenfeld bringen, nicht den Menschen schadet. Wir müssen heutzutage auch sicher sein, daß sie nicht den Biotop zerstört, das heißt den Lebensraum von anderen Pflanzen, Insekten, Mikroorganismen. Das macht die Forschung aufwendiger. Die Kunst, solche maßgeschneiderten Wirkstoffe zu finden, wird immer schwieriger. Die Forderungen an den Gebrauchswert eines neuen Präparates sind gestiegen. Während wir zum Beispiel noch vor Jahren vom Camposan etwa vier Kilogramm pro Hektar benötigten, um eine Ertragssteigerung bei Gerste oder Roggen zu erzielen, können wir den gleichen Effekt mit unserem neuesten Kombinationspräparat bereits mit weniger als einem Kilogramm erreichen. Das bedeutet nicht allein eine Verbilligung der Pflanzenproduktion, sondern auch eine geringere Umweltbelastung.

Ist es heute schon denkbar, daß man solche Wirkungen auch mit noch geringeren Substanzmengen erzielen kann? Wird daran bereits geforscht? Gibt es bereits wissenschaftliche und praktische Resultate beim Ausbringen der neuartigen Wirkstoffe?

Wir haben solche Mittel noch nicht, es gibt aber Ansatzpunkte für die Zukunft. Dann könnte eines Tages ein Gramm Wirkstoff pro Hektar genügen, um einen gewünschten Ertrags- oder Qualitätseffekt zu erzielen. Da grenzt es dann schon fast an Zauberei, dieses eine Gramm auszubringen und alle Pflanzen gleichmäßig damit zu behandeln. Doch schon heute ist man damit beschäftigt, spezielle Methoden zu entwickeln, um kleine Substanzmengen auf große Flächen durch Zerstäuben zu verteilen.

Bekanntlich sind höhere Pflanzen nicht in der Lage, den Luftstickstoff, den sie für das Wachstum und den Ertrag benötigen, direkt zu binden. Der Mensch hilft mit der Düngung nach, die sehr aufwendig ist. Können Kulturpflanzen entwickelt werden, die selbst den Stickstoff direkt aus der Luft binden?

Das ist ein sehr zukunftsträchtiges Gebiet. Wir haben uns vor einigen Jahren sehr intensiv mit der Ackerbohne be-

Professor Dr. Dr. h. c. Klaus Schreiber wurde in diesem Jahr Leiter des Forschungsbereiches Biowissenschaften und Medizin der Akademie der Wissenschaften der DDR in Berlin und ist gleichzeitig (seit 1968) Direktor des Akademieinstituts für Biochemie der Pflanzen in Halle. 1969 wurde er korrespondierendes Mitglied, 1971 Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR. Seit 1977 ist er Ordentliches Mitglied der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR. Von Professor Schreiber stammen etwa 300 wissenschaftliche Veröffentlichungen und 70 Patente. Vielschichtige Verbindungen unterhalten der zweifache Nationalpreisträger und seine Mitarbeiter zu sowjetischen Kooperationspartnern. Darüber bat FREIE WELT Professor Schreiber um nähere Auskünfte.

schäftigt. Sie ist in der Lage, mit Hilfe von Wurzelknöllchenbakterien Stickstoff aus der Luft zu binden. Außerdem besitzt sie einen hohen Gehalt an biologisch wertvollem Eiweiß. Sie wäre also eine ideale Pflanze, Eiweiß für die tierische Ernährung zu liefern. Sie hat aber einen großen Nachteil. Sie ist sehr ertragsunsicher: In einem Jahr hat man gute Ernten und im nächsten sehr schlechte. Weltweit ist man zur Zeit bemüht, mit Hilfe gentechnischer Methoden die Fähigkeit zur Bindung des Luftstickstoffes auch auf andere, wichtigere Kulturpflanzen, wie Weizen, zu übertragen. Wir selbst sind darüber hinaus auf der Suche nach einem Wachstumsregulator, um die Ertragsunsicherheit der Ackerbohne zu verringern. Bisher haben wir ihn leider noch nicht gefunden. Statt dessen haben wir aus den grünen Hülsen der Ackerbohne eine Substanz isoliert, die hormonähnliche Eigenschaften besitzt. Aus 25000 Hülsen konnten wir einige Milligramm dieser Verbindung isolieren und deren Struktur aufklären. Es ist Jasmonsäure, die schon seit zwanzig Jahren bekannt ist. Als Chemiker ist man erst einmal enttäuscht, daß man nicht etwas ganz Neues gefunden hat. Wir stellten dann aber fest, daß diese Säure nicht nur in der Ackerbohne und im Jasminöl (daher der Name) vorkommt, sondern in jeder von uns bisher untersuchten Pflanzenart. Wir fanden heraus, daß man bei der Jasmonsäure sehr wahrscheinlich von einem grundsätzlich neuen Typ von Pflanzenhormonen sprechen kann.

Gegenwärtig untersuchen Sie in breitem Umfang beispielsweise Biosynthese, Verteilung und Stoffwechsel der Jasmonsäure und verwandter Verbindungen in Pflanzen. Worin besteht die Bedeutung dieser Arbeiten?

Weitere Forschungen beschäftigen sich mit der chemischen und mikrobiellen Synthese solcher Wirkstoffe, aber auch mit deren Wirkungsweise im pflanzlichen Organismus. So haben wir Proben unserer Jasmonsäure unter anderem auch zu unseren sowjetischen Kooperationspartnern im Moskauer Timirjasew-Institut für Pflanzenphysiologie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR geschickt. Hier beschäftigt sich das Laboratorium von Frau Professor O.N. Kulajewa seit Jahren mit dem Wirkungsmechanismus sogenannter Cytokinine, einem anderen Typ von Pflanzenhormonen. Jasmonsäure ist ein Antagonist – ein biologischer Gegenspieler – der Cytokinine, so beispielsweise beim Altern der Blätter. Jasmonsäure fördert diese Vorgänge, Cytokinine hingegen halten die Blätter jung oder machen sie wieder jung. Die sowjetischen Wissenschaftler und uns interessieren die zellulären und molekularen Wechselbeziehungen zwischen diesen altmachenden oder jungerhaltenden Stoffen.

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen könnten eines Tages wichtig sein für die Entwicklung grundsätzlich neuartiger Wachstumsregulatoren für die Pflanzenproduktion. Gibt es bereits praktische Anwendungen dieser Erkenntnisse?

Gegenwärtig wird noch intensiv geforscht, um Möglichkeiten ihrer Anwendung zu finden. Wir verfügen bereits über eine Reihe von Ergebnissen. Diese müssen aber noch gesichert und schließlich patentrechtlich geschützt werden.

Die pharmazeutische Industrie benötigt aus verschiedenen Gründen Arzneistoffe, die natürlicher, also nicht synthetischer Herkunft sind. Welche Möglichkeiten bieten da biotechnologische Verfahren mit Pflanzen?

Die Pharmazie braucht in der Tat eine große Anzahl von Arzneistoffen, die pflanzlicher Herkunft sind. Man kann noch nicht alle diese Arzneistoffe in ökonomischer Weise synthetisch herstellen. Arzneipflanzen aber müssen angebaut werden. Dies ist häufig sehr aufwendig. Darüber hinaus stammen viele wichtige Arzneipflanzen aus tropischen und subtropischen Klimazonen und lassen sich deshalb bei uns in Mitteleuropa nicht kultivieren. Deshalb suchen wir nach Möglichkeiten, die jeweiligen Wirkstoffe durch Zellkultivierung der entsprechenden Arzneipflanzen zu gewinnen, das heißt durch Massenkultur der Pflanzenzellen in Fermentern, in tankartigen Behältern, so ähnlich wie wir es von der mikrobiellen Antibiotikaproduktion kennen. Allerdings müssen die Zellen zum Beispiel durch Zusatz bestimmter Hormone oder andere Bedingungen überlistet werden, auch unter diesen Kulturbedingungen die gewünschten Stoffe zu produzieren. Erste Erfolge liegen vor. Falls es uns schließlich gelingt, durch Ausbeutesteigerung auch die Wirtschaftlichkeit solcher Verfahren zu gewährleisten, könnten diese pflanzlichen Arzneistoffe auch in einer chemisch-pharmazeutischen Fabrik kontinuierlich, unabhängig von der Jahreszeit sowie unbeeinträchtigt durch Krankheiten und Witterungsunbilden, gewonnen werden. Dies ist übrigens eine neue Richtung unserer Zusammenarbeit mit dem Timirjasew-Institut in Moskau.

Das Gespräch führte Jochen Mämecke.

Foto: Detlev Steinberg

Professor!

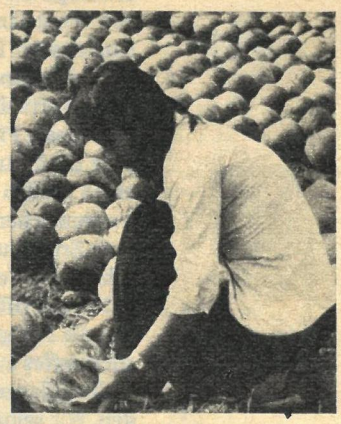
Sie fragen wir antworten

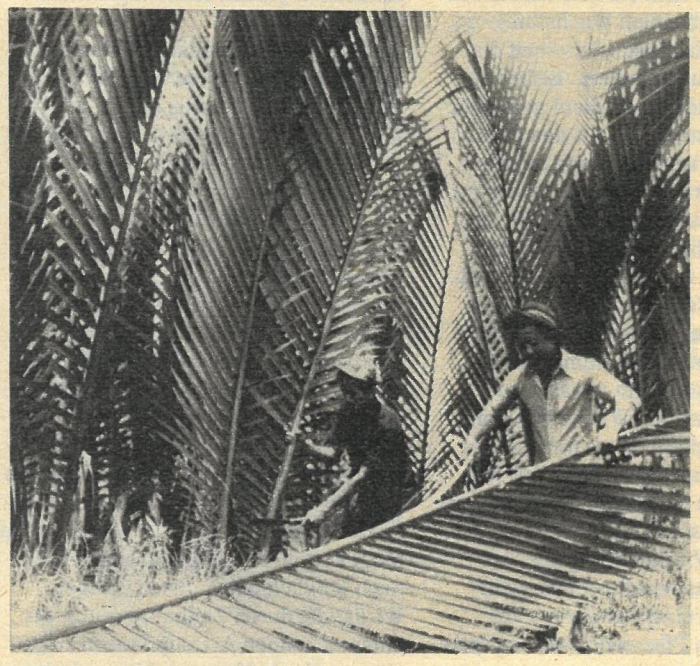
Heute Palmen...

Die Kokospalme wächst auch in Vietnam. Fast alle Bestandteile sollen nützlich sein. Darüber hätte ich gern mehr gewußt.

Peter Neumann, Leipzig

Besonders im Süden der SRV ist die Kokospalme zu Hause. Die bereits vorhandenen ausgedehnten Plantagen sollen weiter wachsen und bis 1990 eine Fläche von einer halben Million Hektar einnehmen. Unter den technischen Kulturen gebührt ihnen nach dem Kautschuk der zweite Rang. Aus dem zähen Holz des Stammes werden Balken, Stützen, Pfeiler und Möbel hergestellt. Die Blätter (Foto unten) geben ein festes, wetterdichtes Dach





und dienen zu Flechtarbeiten. Die Kokosnuß (Foto oben) ist eigentlich eine Steinfrucht, eingehüllt in Fasern. Diese sind sehr dehnbar und nehmen kaum Schmutz an. Deshalb eignen sie sich zu Matten, Teppichen, Seilen und Schiffstauen. Aus der Schale schnitzt man Gefäße oder verarbeitet sie zu wertvoller Holzkohle. Kokoswasser erfrischt durch seinen Gehalt an Kohlensäure. Die Kopraschicht schließlich ist reich an Fett und darum das wichtigste Produkt.

...und Pilze

Ein ergiebiger Pilzherbst ist vorüber. Geht man in der waldreichen Sowjetunion eigentlich genauso gern in die Schwämme wie bei uns? Und welche Pilze sind besonders beliebt?

Anne Breuer, Karl-Marx-Stadt

Im allgemeinen: Wo es Wälder gibt, sammelt man Pilze. Im besonderen: Wladimir Solouchin, Schriftsteller in Moskau, hat diese Fragen ausführlich beantwortet. Wir zitieren aus seinem Buch „Die dritte Jagd“: Ich glaube, die Passion für die Jagd, für den Fischfang oder für die Pilze ist nichts anderes als die vage Erinnerung an die Kindheit des Menschengeschlechts... Man kann offenbar zu jenem früheren Zustand zurückkehren, da man allein im Wald oder am Fluß war und es vom eigenen Können, von der eigenen Gewandtheit und vom eigenen Scharfsinn abhing, ob man ein Birkhuhn erlegte, einen Hecht fing, einen Korb voller Reizker oder Steinpilze heimbrachte

Dem Frieden die Freiheit

Rundfunk-Solidaritätskonzerte

Abendkonzerte
30. November,
7., 14. und
21. Dezember 1984
19.30 Uhr

Jugendkonzerte
4., 11., 18. und
26. Dezember 1984
15.05 Uhr

Stimme der DDR
Radio DDR · Berliner Rundfunk

SOLIDARITÄT

hilft siegen!

(ausschneiden und an Stimme der DDR, 1160 Berlin, schicken – bitte in Druckschrift ausfüllen)

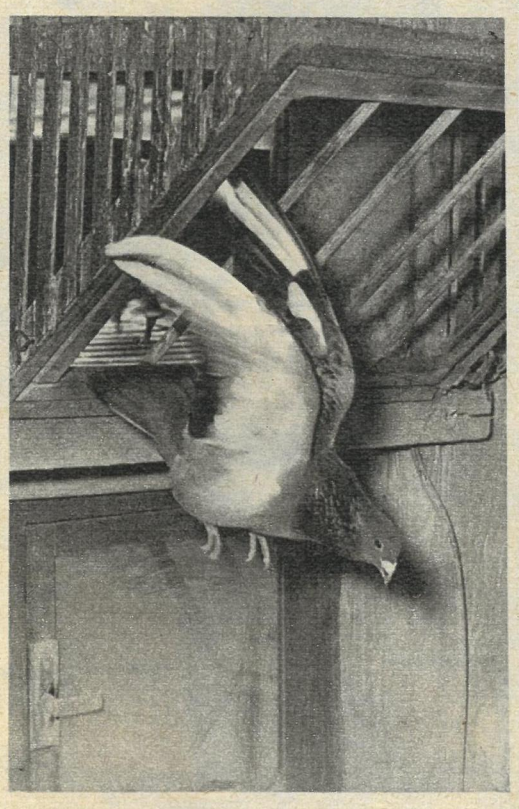
Name

Anschrift

M

Spende auf das Solidaritätskonto 444 bei der Staatsbank der DDR

Musikwunsch



Einflugschneise

Da ist sie wieder im Heimatschlag! Zurückgekehrt vom Wettflug ab Komárno in der ČSSR – 650 Kilometer von der Donau an die Havel in 10 Stunden. Brieftaubenzüchter haben auch ihre großen Augenblicke. Im kommenden Winterhalbjahr gibt's dafür viele Möglichkeiten: die Vorentscheidungen für die Zusammenstellung der DDR-Mannschaft zur 19. Welt-Brieftauben-Olympiade in Portugal.

Bruno Kupke, Nauen

Erinnern wir uns!

Ich möchte mich den „Grüßen von Freunden“ anschließen (FW 20/84). Während der Festlichkeiten zum 35. Jahrestag der DDR war ich in Stralsund zu Gast. Ich spürte die besondere, gehobene Stimmung dieser Tage und freute mich über die schöpferische Atmosphäre, in der die Menschen leben, die mich während der schönen Zeit umgaben. Ich grüße auch die Genossen der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Berlin, die mir vor einigen Jahren in schweren Stunden zur Seite standen. Mein Mann, der ehemalige Vizepräsident der sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR, Professor Iwaschin, verstarb 1977 bei der Ausübung dienstlicher Obliegenheiten.
Ich überzeuge mich immer wieder davon, welche guten Ergebnisse die Zusammenarbeit unserer Völker bringt. Fast vierzig Jahre sind vergangen seit dem Sieg über den Faschismus – das Leben einer ganzen Generation. Seitdem ist vieles in Vergessenheit geraten. Aber „wer überleben konnte, der soll sich erinnern“, sagte Alexander Herzen.

Nina Iwaschina-Alexejewa, Moskau

oder nicht… um Moskau und Wladimir, in unseren mittelrussischen Breiten überhaupt, (gibt es) etwa zweihundert Pilzarten und -unterarten, von denen nur sechs giftig und vierzehn ungenießbar sind… Kaum jemand auf dem Land sammelt den Stinktäubling, den Bläuling, den Wiesenhallimasch (Nelkenschwindling), ja, man nimmt nicht einmal den Champignon. Wie bei allem, was das Essen betrifft, ist die Konvention auch hier übermächtig. Die Sibirier, so sagt man, nehmen nur Milchlinge und lassen alle anderen Pilze, inklusive Steinpilze, stehen… Warum nur nennt man den Steinpilz (Foto links) den „König der Pilze"? Seine Farbe ist schlicht, bescheiden, er sieht nach nichts aus. Allenfalls nennt man ihn so seines Geschmacks, seiner Qualität wegen. Doch erblickt man ihn nur von fern, dann vergißt man alles. Es ist, als ob plötzlich anstelle von Blasinstrumenten oder Harmonikas eine Geige zu spielen begänne. Schlicht und dennoch unvergleichlich!

Ihr Leserforum

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: ADN-ZB/VNA (2), J. Murawin, Bruno Kupke, TASS/I. Budnewitsch

Preisfrage

Heft 24/84

Auf welchem Berliner Platz fand am 18. August 1948 ein denkwürdiges kulturelles Ereignis statt?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1x 50M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung im Heft 26/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 5. Dezember 1984. Auflösung von Heft 22/84: 3 Zentimeter. Wir gratulieren Henning Rummelt aus Salzwedel.

Wer schreibt uns?

Artur Kowalkow, 19 Jahre alt, interessiert sich für die DDR, studiert Deutsch, treibt Sport, beschäftigt sich mit Fotografie und Gegenwartsliteratur. UdSSR, 327031 Nikolajew, Engelsstraße 45, kw. 117

Janusz Kulisiewicz, 36 Jahre alt, Philatelist, VR Polen, Oława 55-200, ul. B. Chrobrego 51 m 15

35 Leser unserer Zeitschrift verbrachten

Erlebnisreiche Tage in Moskau

Gemeinsam mit dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, AEROFLOT, INTERFLUG, Intourist, dem Reisebüro der FDJ „Jugendtourist", dem Reisebüro der DDR hatte die Redaktion FREIE WELT im Jubiläumsjahr der Republik zur Beantwortung von Fragen über die touristischen Beziehungen zwischen der DDR und der Sowjetunion aufgerufen (FW 10/84). Die Gewinner des großen Preisausschreibens der Freundschaft weilten vom 3.–9. November in Moskau. Unter dem Motto „35 Jahre DDR – 35 Reisen in die UdSSR" berichten sieben Teilnehmer der Reise.

Als ständige Leserin der Zeitschrift FREIE WELT bemühte ich mich um die Beantwortung der Fragen. Fortuna war mir hold und meine Freude groß, als ich erfuhr, daß ich zu den glücklichen Gewinnern gehöre. Für mich erfüllte sich damit ein langersehnter Wunsch: einmal in die Sowjetunion zu reisen.

Irmgard Gahse, Bischofswerda

Nun hatte ich durch die Reise die Möglichkeit, meine Bekanntschaft mit Moskau zu erneuern. Ein besonderes Erlebnis war für mich der Besuch des Lenin-Mausoleums, um den Mann zu ehren, unter dessen Führung das russische Volk im Jahre 1917 die Revolution erfolgreich zum Siege führte. Die Besichtigung des Zentralen Lenin-Museums festigte und erweiterte meine Kenntnisse über das Leben W. I. Lenins. Hier erfuhr ich einige Fakten, die mir noch nicht bekannt waren. Ich wurde durch die Moskau-Reise angeregt, auch andere Gegenden der Sowjetunion kennenzulernen.

Hildegard Kupe, Worin

Ich kam nach 20 Jahren zum zweitenmal nach Moskau. Ich bin 70 Jahre alt und sage: Es bleiben für mich einmalige und nachhaltige Eindrücke. Ein besonders schönes Erlebnis war unser Zusammentreffen mit einer Gruppe von Erbauern der BAM. Mit Hochachtung, aber auch Bescheidenheit berichteten uns unsere Gesprächspartner von diesem gewaltigen Aufbauwerk, von ihrer BAM. Trotz Sprachschwierigkeiten wurde schnell Kontakt geschlossen, und kleine Erinnerungsgeschenke wurden ausgetauscht.

Marie Husung, Erfurt

Für einen treuen Leser der FREIEN WELT ging ein langgehegter Wunsch in Erfüllung, einmal bei den Feierlichkeiten der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution in Moskau unmittelbar dabeizusein. Ein besonderer Höhepunkt waren die Militärparade und die anschließende Demonstration der Werktätigen. Kraftvoll, beeindruckend demonstrierten alle Einheiten zu Fuß oder motorisiert, daß der Schutz des Sozialismus stets in zuverlässigen Händen liegen wird.

Günter Wolff, Potsdam

Ganz Moskau – so schien es mir – war an diesem 7. November auf den Beinen. Schon Stunden vor dem traditionellen Feuerwerk. Es müssen Hunderttausende gewesen sein, die sich durch die Gorkistraße zum Roten Platz drängten. Es wurde getanzt und gesungen, ein Fest der Freude, wie man es nur einmal erlebt. Dank allen Organisatoren dieser Reise.

Hans Plöger, Malchow

Als langjährige Leserin nutze ich die FREIE WELT ständig zur Erweiterung meines Wissens. So bekam ich einen tiefen Einblick in die Veränderungen, in die großen Umwälzungen, die sich in der Sowjetunion vollzogen. Für mich war diese Reise ein lebendiger Anschauungsunterricht zum Kennenlernen einer großen pulsierenden Stadt mit ihren herrlichen Denkmälern, ihren Kaufhäusern, den historischen Gebäuden und Plätzen.

Ursula Mölke, Hoyerswerda

Schon der Gewinn der Reise war eine Überraschung. Für mich als Moskau-Neuling vermittelte sie eine Fülle von unvergeßlichen Eindrücken, ich nahm neue Informationen über Land und Leute auf. In Gesprächen in der Familie und im Kollektiv konnte so das Wissen über die Sowjetunion beträchtlich erweitert werden. Diese Reise trug auch dazu bei, kommende Preisausschreiben zu lösen. Mit Spannung erwarte ich den nächsten Wissenstest über die Sowjetunion.

Rosemarie Riese, Berlin

Foto: Volkmar Billeb

Nikolai Fuga, 31, Russe, Kommunist, 1,95 m groß, 86 Kilo schwer, Nichtraucher, Hobby-Athlet, heimlicher Gedichteschreiber, seit drei Jahren Generaldirektor:

Der jüngste General

Ein Beitrag von Fritz Jahn (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)

„Das persönliche Beispiel ist die beste Agitation. Wer Reinheit propagiert, muß selber sauber sein."

„Wenn du hart arbeitest, verzeihen dir deine Leute sogar einen großen Mißgriff. Wenn du nichts tust, entschuldigen sie auch kleine Fehler nicht."

Er durfte unter mehreren Kombinaten wählen, der Achtundzwanzigjährige, das eine besser, das andere schlechter, allen gemeinsam – sie steckten in den roten Zahlen.
Wologda gefiel ihm nicht. Überaltert viele Werkhallen, die Eisengießerei hundertjährig, keine traditionelle Produktion, Kisten und Pflüge zuerst, später Autokräne, Bagger, Schiffe, in neuerer Zeit Ausrüstungen für die holzverarbeitende Industrie. Nein. Sein Entschluß stand fest.
Es war ein regnerischer, trister Oktobertag; bis zur Abfahrt des Zuges blieben zwei Stunden. Er ging spazieren. Die Sophienkathedrale mit ihren fünf Zwiebelkuppeln, erbaut in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf Iwans IV. Geheiß... Der designierte Generaldirektor interessierte sich für Architektur und Geschichte, kannte daher auch die Legende: Iwan der Schreckliche, ständig in Angst vor Feinden, wollte das abgelegene Wologda zur Hauptstadt machen. Bei der Einweihung der Sophienkathedrale wäre er beinahe von einem herabfallenden Ziegelstein erschlagen worden. Der Zar nahm es als Wink Gottes – hier wirst du nicht glücklich sein! – und kehrte nach Moskau zurück.
Nikolai Fuga stieg hinauf in den Glockenturm, es war die Stunde des Läutens. Er sah sich Wologda an der Wologda von oben an. Den mageren Fluß, die geduckten Häuser, die im nördlichen Nebel verschwimmenden Wiesen. Er empfand die bescheidene Schönheit dieser Landschaft. In diesem Augenblick, sagte er, ist etwas passiert mit mir, ich habe mich **für** Wologda entschieden.
Wieder zu Hause im Süden, berichtete er von nicht vollzogener Flucht. Du hast es richtig gemacht, bestätigte der Vater, ernst und streng wie immer.

Abschied von der Stille

Nikolai Fuga ist in Rostow am Don in einer russischen Intelligenzfamilie aufgewachsen, die Mutter Pädagogin, der Vater Konstrukteur, Verdienter Erfinder der RSFSR. Er liebt sein Elternhaus sehr, den Zusammenhalt, die Prinzipienfestigkeit, die Bücher, die Streitgespräche. Er eiferte dem Vater nach, studierte Metallurgie, wurde Konstrukteur, einfacher zuerst, dann führender. Nach drei Jahren war es ihm zu still im Konstruktionsbüro, er ging in die Produktion, als Obermeister, als Abschnittsleiter. Irgendwie wurde der weithin bekannte Wirtschaftskapitän Juri Peskow, Generaldirektor von Rostselmasch (landwirtschaftliche Großmaschinen), auf den talentierten jungen Mann aufmerksam, lud ihn zu sich ein, redete mit ihm über Produktionsangelegenheiten, befragte ihn eingehend danach, welche Musik er liebe und welche Bücher er lese – und übertrug dem Fünfundzwanzigjährigen die Leitung der Schmiede. Die aber erwies sich als ein stattliches Werk mit über 700 Beschäftigten in Dutzen-

Der jüngste General

den von komplizierten Unterabteilungen. Hier verdiente sich Nikolai Fuga die Generaldirektors-Sporen.

Keine Lust auf weiche Sessel

Das Arbeitszimmer könnte von einem Fließband für Direktorenarbeitszimmer stammen. Nur das ungepolsterte Holzstühlchen hinter dem dicken Schreibtisch paßt nicht. Ich sitze lieber hart, da kann ich besser denken… Sagte es, ersetzte das bescheidene Stück im nächsten Atemzug durch einen wuchtigen Hochlehnensessel, der hinterm Panzerschrank in Verbannung war, ließ sich lächelnd ins Weiche fallen. So, nun könnt ihr fotografieren, nun ist alles, wie es sein muß, wenn eine Delegation anreist; bei euch hab ich's nur nicht rechtzeitig geschafft, bin selber heute morgen erst aus Moskau gekommen.

Schade. Wir hätten den Generaldirektor auch gern als athletisch gebauten jungen Mann gezeigt, der seine Muskelpartien jeden Abend vorm Wohnblock am – selbstinstallierten – Reck trainiert. Oder so, wie wir ihn in der Sauna erlebt haben, wo er als Tischredner – in Deutsch – einen langen, schönen, mit Dichter- und Gelehrtennamen gespickten Toast auf unser Land ausbrachte. Oder als Poeten (die Kaderleiterin hat ihn einmal in der Neujahrsnacht im engsten Kreise einige seiner Gedichte vortragen hören, sie seien gut und handelten nur von der Liebe).

Daraus wurde nichts. Nikolai Fuga ist gegen alles, was, wie er meint, nach Wichtigtuerei und Reklame aussieht. Und wahrscheinlich tut er gut daran, der Neue, der Junge, der Ungewöhnliche, der nach Wologda Zugereiste…

Aber einen ganz normalen Tagesablauf, den dürfen wir der Öffentlichkeit doch unterbreiten? Bitte sehr: Zwischen 5 Uhr 15 und 5 Uhr 20 aufstehen, Wecker nicht nötig. Mindestens eine Stunde Morgentoilette im Badezimmer – mit Überdenken des Tagesprogrammes. Frühstück leider zu hastig, 6 bis 7 Minuten. 7 Uhr 15 im Kombinat. Werkrundgang. 9 Uhr bis 9 Uhr 40 Konferenzschaltung mit den Leitern, Diskussion des jeweiligen Produktionsthemas Nummer eins. Bis 12 Uhr Beschäftigung mit aktuellen, bis 14 Uhr mit perspektivischen Problemen des Kombinats. 14 Uhr 15 bis 15 Uhr Mittagessen, zu Hause. Nachmittags Verhandlungen mit übergeordneten und örtlichen Instanzen, mit Zulieferbetrieben, schließlich Rapport der Leiter über die Tagesplanerfüllung. Nach 18 Uhr Erledigung von Post. Daheim leichtes Abendbrot, Apfel und Quark. 21 bis 22 Uhr Sport. Danach Fernsehen oder Bücherlesen oder beides zusammen bis Mitternacht. – Arbeit im Betrieb auch am Wochenende, sonntags nur bis Mittag.

Wir: Übertreiben Sie's nicht ein bißchen? Sie haben doch vor kurzem im Krankenhaus gelegen, totale Erschöpfung.

Ach was, ich hab schon alles richtig gemacht, ich muß mich nur ein bißchen mehr erholen.

Wir: Na und, tun Sie das jetzt?

Mit einem Lächeln zwischen Unwillen und Augenzwinkern: Zumindest denke ich darüber nach…

Wie fängt man Menschen?

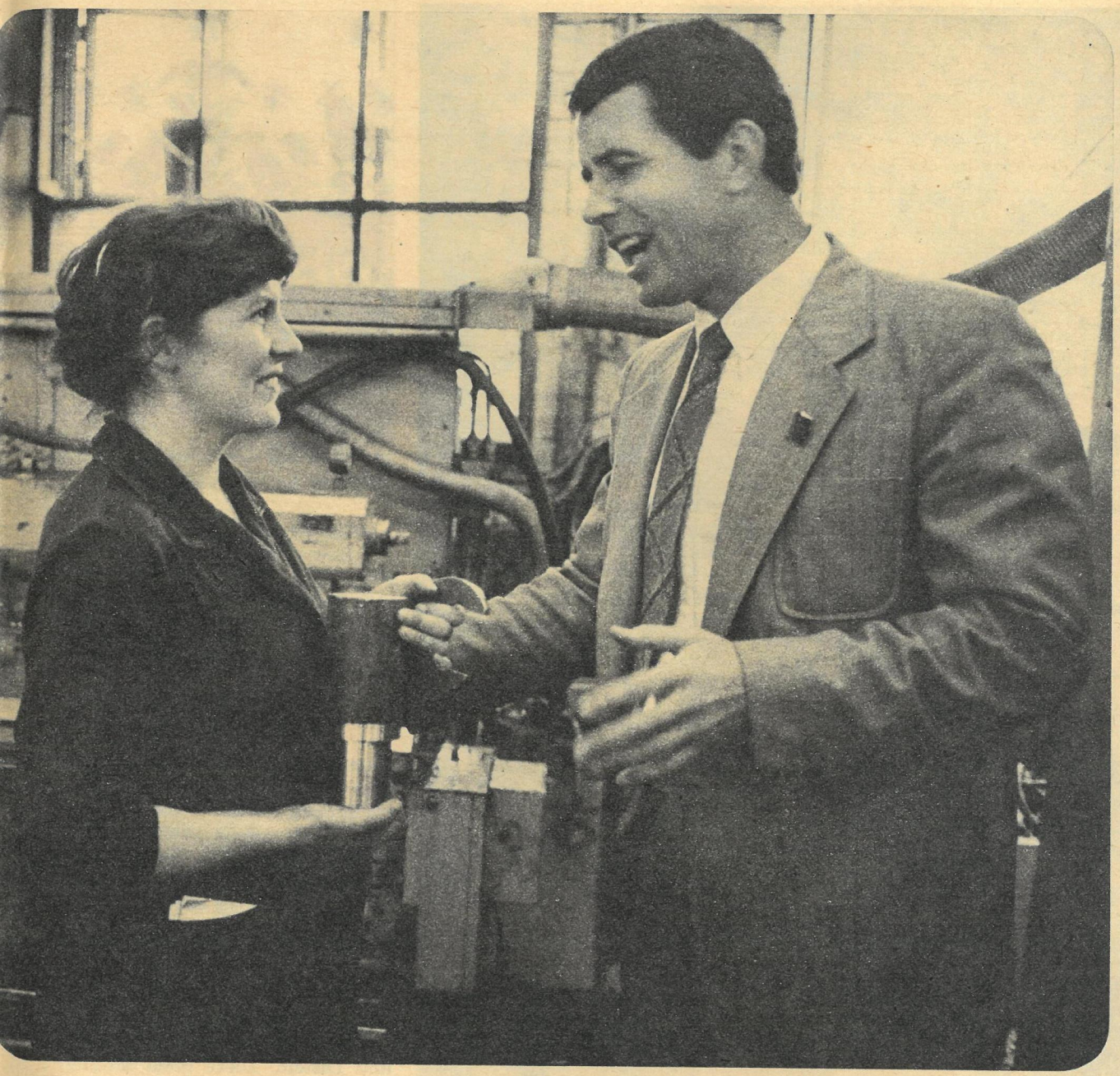
Holzbearbeitungsmaschinen aus Wologda findet man in allen sowjetischen Unionsrepubliken und in einem Dutzend Länder der Erde, auch bei uns – in Eilenburg, Leipzig, Ilsenburg. Seit mehr als zwei Jahren erfüllt das Kombinat den Staatsplan. Nikolai Fuga mit seinem Blick für das Wesentliche in ökonomischen Abläufen hatte schnell erkannt, daß die Betriebsabteilungen für sich genommen gar nicht so schlecht dastanden, es haperte am wohldurchdachten, zeitlich aufeinander abgestimmten Zusammenspiel. 22 000 Details allein braucht es für die im Kombinat produzierte Fließstrecke zur Bearbeitung von Stämmen, manche der Gattersägen haben die Höhe eines zweistöckigen Hauses, die Linie zur Spanplattenherstellung ist an die 30 Meter lang.

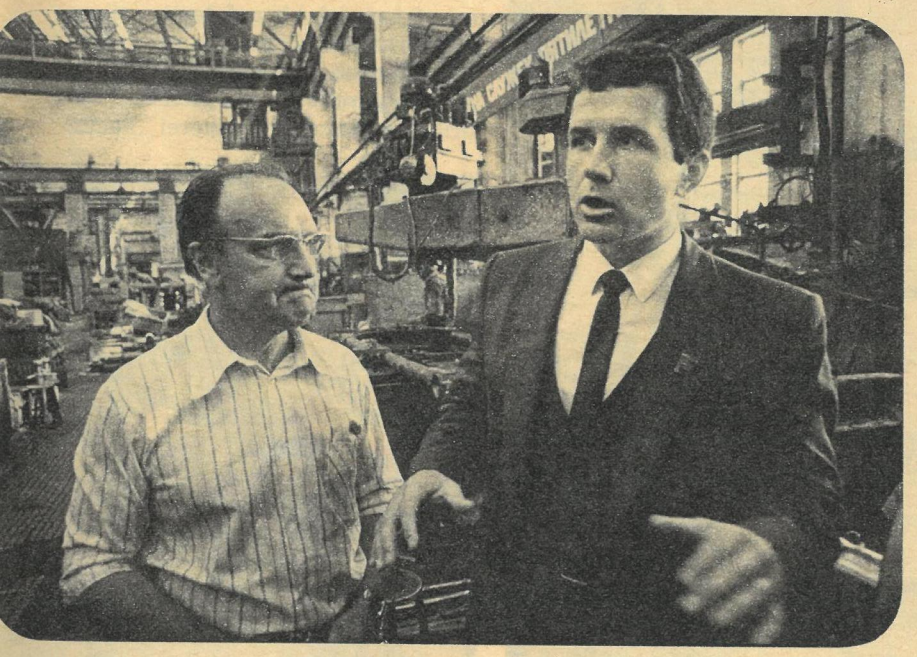
Stundenlang haben wir still in Nikolai Fugas Arbeitszimmer gesessen und zugehört. Einmal hat er ins Telefon gebrüllt, die Kaderabteilung hatte der Kündigung des 35jährigen Leiters der Metallzuschneiderei entsprochen, eines rekonstruktionsbedürftigen, schwierigen Betriebsabschnittes. „Sie hätten ihn nicht gehen lassen dürfen, ein tüchtiger Spezialist trotz seiner Ecken und Kanten, wir hätten unbedingt noch einmal mit ihm sprechen müssen!" – Eine Ingenieurin mittleren Alters kam, sie sollte Chef der Plandispatcher werden. Der Mann hinterm Schreibtisch schenkte ihr reinen Wein ein. „Das ist ein Posten, auf dem Sie sehr flexibel sein, manchmal vielleicht auch länger bleiben müssen…" Die Frau zögerte, sie wollte sich die Sache nochmal überlegen… „Gut, sagen Sie mir heute abend Bescheid." – Nikolai Fuga erzählte von einem jungen Arbeiter, den er vor zwei Jahren zum Leiter der Konsumgüterproduktion qualifiziert hatte. Er entscheidet sehr selbständig, ich habe keine Probleme mehr mit dieser Abteilung, neulich – der Generaldirektor schmunzelte –, da hat er mich bei einer zufälligen Begegnung angehalten: Besuchen Sie mich wenigstens alle halben Jahre, Nikolai Georgiewitsch, damit Sie mein Gesicht nicht vergessen.

Im Vorzimmer, das sei noch erwähnt, residiert keine imposante Schönheit, im Vorzimmer sitzt die mütterliche Vera Nikolajewna, seit 46 Jahren im Betrieb. Nikolai Fuga: Ich habe sie aus der Rente zurück-

„Den Feldherrn machen nicht die Schulterklappen. Ich muß nicht erst beweisen, wer hier Leiter ist."

„… zum Beispiel der Dreher Lepski: Kommt ständig früher zur Arbeit, um alles gut vorzubereiten, bedient drei Werkbänke statt einer. So was nenn' ich Patriotismus."





„Wenn ich einen Fehler begangen habe, bitte ich um Entschuldigung."

„Es gibt keine gleichgültigen Menschen. Wir müssen ihnen nur verständlich machen, was von ihnen gefordert wird und warum."

geholt, sie macht hier 99 Prozent von allem. Und Vera Nikolajewna, befragt, wie lange sie noch über das Rentenalter hinaus bleiben werde: Solange Nikolai Georgiewitsch will.

Allen Produzenten den Mund mit Material stopfen und Menschen fangen, so charakterisierte einer aus der Leitungsetage in scherzhafter Verknappung die Absichten des Generaldirektors. Menschenfang wird neuerdings auch wissenschaftlich betrieben. Es gibt einen Vertrag mit dem Lehrstuhl für Sozialpsychologie an der Moskauer Universität, zum Mitarbeiterstab des Kombinats gehört eine Gruppe von Industriepsychologen, die Konfliktsituationen in den Kollektiven analysieren und helfen herauszufinden, wer perspektivisch geeignete Leiterpersönlichkeiten sind.

Nikolai Fuga wollte uns etwas Gutes tun. Wörtlich: Wenn das Wetter durchhält, werden wir am Sonnabend eine Gegend erleben, wo sich die Seele ganz in der Natur auflöst!

Das Wetter hielt nicht, die Natur löste sich auf, in Regen. Über Autoradio hörten wir: Jakutien fünf Grad minus, Turkmenien 38 plus. Was für ein Land! Unser Gastgeber ist ziemlich bekannt darin, sogar in fernen Regionen. Das kam so ...

Eines Tages klopfte ein Reporter der „Komsomolskaja Prawda" bei ihm an, unangemeldet. Nikolai Fuga, der bis über beide Ohren in der Arbeit steckte, wies ihn ab. Der Moskauer Journalist, ausgestattet mit den Rechten eines Spezialkorrespondenten, ging auf eigene Faust in die Kombinatsbetriebe und befragte die Arbeiter nach ihrem Chef. Abends um halb zehn klopfte er abermals beim Generaldirektor, der noch immer am Schreibtisch saß. Nikolai Fuga: Der hatte so ein Lächeln – außerdem, ich mag Menschen, die ihre Arbeit lieben. Hast du schon was gegessen, hab' ich ihn gefragt. Nein. Ich auch nicht. Dann haben wir gemeinsam nachgeguckt, was noch im Kühlschrank ist, und uns unterhalten bis um drei in der Früh' ...

Der Korrespondent veröffentlichte ein umfängliches Porträt mit einem großen Ankündigungsfoto auf der Titelseite. Millionen zwischen Brest und Wladiwostok erfuhren, wie sich der jüngste Generaldirektor der Sowjetunion behauptete. Wie er nächtelang Zeichnungen las und immer tiefer in die Produktionsspezifik der ihm anvertrauten Betriebe eindrang. Wie er Schmeichler zurückwies und Faulenzer bloßstellte. Wie er allenthalben Verbündete gewann, ohne Kumpanei zu machen. Wie er sich auf die organisierte Kraft Gleichgesinnter stützte. Partei, Gewerkschaft, Komsomol. Wie Ordnung und Organisation einzogen in das Kombinat, wie die roten Zahlen wichen.

1000 Briefe – und Liebe

Das Echo auf den Artikel war gewaltig. Die zentrale Moskauer Jugendzeitung erhielt Briefe, bergeweise. Viele schrieben direkt nach Wologda. Nikolai Fuga hat seine Post nicht gezählt, aber es sind bestimmt mehr als 1000 Briefe gewesen. Er hat sie auch nicht beantwortet, woher die Zeit nehmen, und schriebe er einem, wie kämen dann die anderen 999 zu ihrem Recht? Antwort soll seine Arbeit sein, und er hofft, daß die Schreiber ihn verstehen.

Mehr als ein halbes Jahr nach Erscheinen des Artikels treffen immer noch Briefe ein. Wir sahen sie in der Postmappe liegen, zu lesen gab er sie uns nicht. Vertrauliche Äußerungen, an ihn persönlich gerichtet, er bat um Verständnis. So können wir zum Inhalt nur allgemein etwas sagen.

Schwärmerische Briefe zum kleineren Teil; einige junge Mädchen fuhren gleich selbst nach Wologda, sogar aus Sibirien. Hauptinhalt der Masse der Zuschriften, soweit sie von der jüngeren Generation kamen: Ihr Beispiel hat uns bestärkt, es lohnt sich, eine gute Sache durchzuboxen und dafür eigene Position zu beziehen. Eine Gruppe pensionierter Wirtschaftsleiter – Ökonomen, Buchhalter, ein Parteisekretär – schickte einen Packen Tabellen und Grafiken. Begleittext: Die gesammelten Erfahrungen unseres Arbeitslebens, vielleicht helfen sie Ihnen Zeit zu sparen bei ihrem Bemühen um höhere Effektivität und Qualität... Tenor der Zuschriften älterer Leser: Wir sind froh darüber, daß unser Anliegen bei der Jugend in guten Händen ist. Manche Briefe an Nikolai Fuga enthielten auch nur ein einziges Wort, mit großen Buchstaben quer übers Blatt geschrieben – Molodez, Pfundskerl!

Neue Ornamente, ausgeführt in neuen Farbtönen

Decke mit typisch roter Stickerei

Aus Tschuwaschien – einer autonomen Sowjetrepublik im mittleren Wolgagebiet – stammen so namhafte Leute wie I. N. Uljanow, Lenins Vater; W. I. Tschapajew, Kommandeur der 25. Schützendivision der Roten Armee; Andrijan Nikolajew, der Kosmonaut, der 1962 mit Wostok 3 ins All startete …

…und: Aus Tschuwaschien stammen auch die feinen Stickereien, traditionell Rot auf weißem Grund, hier und da nur ein wenig Gelb und Blau für die Blüten, Grün für die Stengel und Blätter, Schwarz für die Konturen. Seit alters besticken die Tschuwaschinnen Hemden, Tücher, Handtücher, Tischdecken, Bettwäsche, Kleider – Stich um Stich auf weißem Leinen mit zarten Woll- oder Seidenfäden, eingefärbt mit Mohnblüten, Wermutpflanzen und Disteln. Diese hohe Meisterschaft hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Zentrum der tschuwaschischen Stickkunst ist das Dorf Algaschewo, wo sich die Fabrik für nationale Stickerei „Pacha

Modisches mit alter Ornamentik

Stich um Stich

tere“ befindet. Die Nachfrage ist so groß, daß in der Konfektionsabteilung Automaten mit Programmsteuerung eingesetzt werden mußten. Die Meisterin, die an einer solchen Maschine arbeitet, hat etwa einhundertfünfzig Motive im Kopf. Dennoch ist der Stolz auch dieses Produktionsbetriebes die Handstickerei, in der Tausende Stiche kunstvoll verzweigte Muster ergeben, die sich nicht vorprogrammieren lassen.

Apropos Stich: Nach einem alten Brauch stickt jede Braut ihrem Auserwählten ein Hochzeitstuch – das Motiv muß unbedingt einmalig sein! Nun geschah es, daß ein so beschenkter Bräutigam einen Stich ins Herz bekam, als ihm ein allzu ähnlich besticktes Tuch bei seinem Freund ins Auge stach. Sticheleien fürchtend, ließ der enttäuschte Bräutigram seine phantasielose Braut im Stich. Wenn das kein stichhaltiger Grund ist…

Gisela Reller

Peter Chusangaj (1907–1970)

Einladung nach Tschuwaschien*)

Lernt es kennen, dieses Land, ihr Leute,
Alt, uralt und ewig jung noch heute,
Wo im Wald der Birkhahn balzt, als freute
Herzen zu gewinnen ihn wie Beute,
Wo man weiß, was Feiern recht bedeute,
Arbeit, die sich auftürmt, niemals scheute.

Lernt es kennen dieses Volk, das seine
Hunderttausend Sagensprüche weiß
Und dem hunderttausend Lieder eigen,
Hunderttausendfach blühn Stickerein.
Kommt und prüft, dann habt ihr den Beweis,
Nichts verschweigen will ich, alles zeigen.

Nachdichtung: Elisabeth Kottmeier

*) Im 10. Jahrhundert gründeten aus dem Gebiet des Asowschen Meeres zugewanderte Turkvölker an der mittleren Wolga einen frühfeudalen Staat mit der Bezeichnung Wolgabulgarien. Im Krieg gegen die Mongolen wurde ein Teil der Wolgabulgaren nach Nordwesten in das Gebiet zwischen den Flüssen Sura und Swijaga abgedrängt und mischte sich mit einer finnisch-ugrischen Stammesgruppe. Aus dem Namen des wolgabulgarischen Stammes „Tschawasch“ entstand der Name Tschuwaschen.

Die Konfektionsabteilung der Fabrik „Pacha tere“

Fotos: W. Perwenzew/APN

Die Alexandrows erobern die Herzen

Dieses Konzert wurde auf die Bitte des Genossen Wilhelm Pieck veranstaltet. Boris Alexandrow war dem Wunsch gerne nachgekommen und verlängerte die Gastspieltournee vor den Einheiten der in Deutschland stationierten sowjetischen Streitkräfte, um vor der deutschen Bevölkerung aufzutreten. In Dresden war der Saal noch halbleer, weil das wahnwitzige Gerücht ausgestreut wurde, man würde auf das Publikum schießen. Immerhin, soviel Verblendung war noch möglich im Jahre 1948. Alle folgenden Konzerte waren überfüllt. Die Begeisterung eilte den Auftritten wie ein Lauffeuer voraus. Als ein Freiluftkonzert des Alexandrow-Gesangs- und Tanzensembles der Roten Armee in Berlin angesagt wurde, setzte schon zur Mittagszeit eine wahre Völkerwanderung aus allen Sektoren nach Stadtmitte ein. Juri Jemeljanow saß mit seiner Domra auf der Bühne. „Es ist jetzt schon bald 40 Jahre her. Aber ich erinnere mich genau an das riesige Menschenmeer auf dem von Ruinen umsäumten Platz. Sie hingen wie Trauben in den Fensterhöhlen und klammerten sich an die bröckligen Wände. In der ersten Reihe Wilhelm Pieck in einer hellen Jacke. Immer wieder hatten wir uns im Kriege ins Bewußtsein gerufen, daß Faschismus und das deutsche Volk nicht identisch sind. Es war für uns sehr bewegend, hier die Bestätigung unserer Überzeugung zu erfahren. Wir sahen vor uns ganz einfache Menschen, die auch unter dem Krieg gelitten hatten und jetzt zu verstehen begannen.“ Für Juri Jemeljanow hat dieses Konzert noch eine ganz persönliche Bedeutung. Er wußte, wenn er nach Hause fährt, kann er seinen Traum verwirklichen und den ersten Konservatoriumskurs für Volksinstrumente belegen.

Als Siebzehnjähriger war er 1938 in das Ensemble unter Leitung Alexander Alexandrows eingetreten. Er versprach seiner Direktorin, die große Hoffnungen in den begabten Schüler setzte, die 10. Klasse im Abendstudium abzuschließen. Von zwölf Mitgliedern, mit denen Alexander Alexandrow zehn Jahre zuvor begonnen hatte, im Glauben an ein riesiges künstlerisches Potential der jungen Armee, war es be-

„Die Menschen sahen festlich aus, so einfach auch die meisten gekleidet waren. Sie hatten auf einmal nicht mehr die bösen, stumpfsinnigen, vom Mißtrauen und Ressentiment gezeichneten Gesichter der Berliner des Jahres 1948 ... Die Menschen waren besser, sie waren freudig, enthusiastisch. Sie waren einfach schön. Sie trugen das Antlitz ihrer Enkel.“ So beschrieb Stephan Hermlin das Wunder, das sich in den Menschen vollzog, die im Nachkriegsdeutschland durch das Alexandrow-Ensemble mit der Kultur und Wärme eines Volkes konfrontiert wurden, das ihnen nach dem Grauen des Krieges die Freundschaft anbot. Während ihrer jüngsten Gastspieltournee durch die DDR erinnerten die Mitglieder des Ensembles an historischer Stelle an das denkwürdige Konzert am 18. August 1948 (Fotos links unten) auf dem Berliner Gendarmenmarkt.

Unter Leitung Boris Alexandrows (oben links) erklingen auf den Stufen des wiedererbauten Schauspielhauses in Berlin „Kalinka“ und das „Heidenröslein“, die 1948 40 000 Berliner begeisterten, unter ihnen Wilhelm Pieck.

Die Alexandrows erobern die Herzen

reits auf 200 Mann Stärke angewachsen, die während der Weltausstellung in Paris 1937 alle Sympathien und den Grand Prix gewannen. Juri Jemeljanow begleitete auf seiner Domra die „Partisanen vom Amur", den Rotarmisten im Bürgerkrieg gewidmet, er trat auf Baustellen, in Fabriken und vor Armeeeinheiten im ganzen Land auf. Die Nachricht vom Beginn des Krieges erreichte ihn im Zentralen Haus der Sowjetarmee beim Repetieren. Die Stimme aus dem Radioempfänger, um den sich alle versammelt hatten, übermittelte die Verlautbarung der Sowjetregierung, daß das faschistische Deutschland am 22. Juni ohne Kriegserklärung die Sowjetunion überfallen hatte. Am nächsten Tag meldete sich das Ensemble geschlossen an die Front. Juri Jemeljanow steht mit einer Gruppe des Ensembles am 26. Juni auf dem Belorussischen Bahnhof. Alexander Alexandrow hatte in zwei Tagen nach Ausbruch des Krieges die Musik des Liedes „Der heilige Krieg" geschaffen. Als die ersten Töne erklingen, erheben sich die Soldaten und lauschen stehend dem Lied, das sie mitnehmen an ihre Frontabschnitte. Juri Jemeljanow fährt mit dieser Gruppe an die Brjansker Front, spielt auf der Domra vor Soldaten direkt hinter den Schützengräben, in Lazaretten, vor der bedrohten Bevölkerung. Sie transportieren Verwundete und löschen Brandbomben. In der Neujahrsnacht 1943/44 begleitet er die Uraufführung der sowjetischen Staatshymne nach der Musik von Alexander Alexandrow, die vom unzerstörbaren freien Vaterland kündet.

Im Winter 1945, nach einem Konzert in der Meso-Halle in Helsinki, schreibt ein finnischer Besucher ins Gästebuch des Ensembles: „Heute abend hatten wir Gelegenheit, die ‚Geheimwaffe' Rußlands zu sehen und zu hören, deren Macht dem russischen Volk geholfen hat, alle Prüfungen des Krieges zu bestehen." Und Juri Jemeljanow erinnerte sich an eine Frau, die auf die Bühne stürmte und sagte: „Ihr habt uns im Krieg besiegt und heute habt ihr unsere Herzen gewonnen."

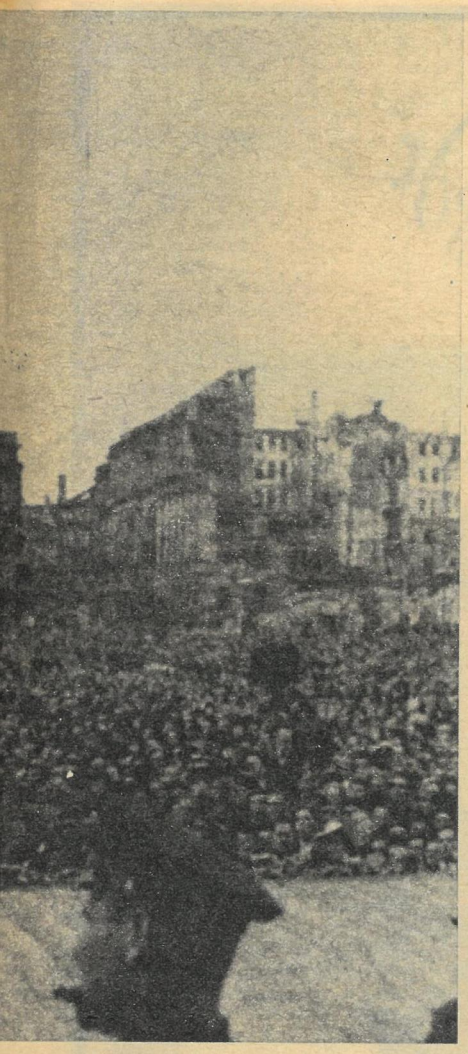
Die 55 Jahre seines Bestehens führten das Alexandrow-Ensemble in 43 Länder auf vier Kontinenten. In 84 Gastspielen stand es wie bei uns für den zutiefst humanistischen Charakter der starken, verteidigungsbereiten Sowjetarmee, die eine hohe Kultur in sich trägt. Das jüngste Gastspiel, vor dem Besuch der DDR, sah die Alexandrows in Spanien, wo sie in 16 großen Städten vor 200 000 Zuschauern auftraten. In Erinnerung bleibt der heißblütige Empfang, den ihnen die Spanier in den Stierkampfarenen bereiteten. Aber auch verwunderte Blicke, die sagten: So sieht also ein lebendiger Russe aus. 40 Jahre Franco-Herrschaft hatten ihre Spuren hinterlassen.

Wie in Spanien ist das Ensemble auch in anderen NATO-Ländern erfolgreich aufgetreten. Aber nicht immer ging das ganz reibungslos. Juri Jemeljanow erzählt von einer Gastspielreise nach Italien in den sechziger Jahren. Die Regierung hatte bereits die Einreisevisa erteilt, da kündigte ein hoher General vor der Presse an, er werde seinen Rücktritt einreichen, wenn Soldaten der Roten Armee italienischen Boden betreten. Die russischen und italienischen Partisanenlieder traten ihren Triumphzug durch das Land an. Sie erinnerten viele Zuhörer an den gemeinsamen Kampf gegen den Faschismus. Provokateure wurden vom Publikum selbst entfernt. Und die Presse hatte ein gutes Gedächtnis. Der General unterschrieb seine Demission.

Aus Italien stammt auch diese Begebenheit: An einem freien Tag war doch noch ein Auftritt vor der römischen Garnison organisiert worden. Das Konzert fand in einer Sporthalle vor 14 000 Besuchern statt. Alle Dienstgrade und Waffengattungen waren vertreten, auch die Militärattachés der Staaten, die wie Italien der NATO angehören. Das Publikum geriet außer Rand und Band, die Soldaten schrien, pfiffen und warfen ihre Mützen hoch. Vom mächtigen Chor bis in die zartesten Töne offenbarte sich ihnen etwas von der Seele des russischen Volkes. „Unsere ‚Perepljaska', ein tänzerischer Wettstreit, verwandelte den Saal im Nu in eine Sportarena. Die einen feuerten die Matrosen an, die anderen die Tänzer in den Uniformen der Infanterie. Als das Konzert zu Ende war, stürmten die Soldaten, ohne die Befehle ihrer Offiziere zu beachten, durch die Absperrung der Armeepolizei auf die Bühne. Unsere Knöpfe mußten dran glauben, sie wollten unsere Koppel und Mützen." So der Bericht Jemeljanows. 1942 wurde er übrigens von einer Ausbildung als Militärflieger zurückgeholt, weil eine Konzertreise in die Vereinigten Staaten – die inzwischen der Antihitlerkoalition angehörten – bevorstand, die dann allerdings nicht zustande kam. Bis heute gibt es dort Bemühungen, das Ensemble ins Land zu holen, aber Visa wurden bislang nicht erteilt.

Juri Jemeljanow ist heute dreiundsechzig Jahre alt. Außer Boris Alexandrow, der 1948 das Konzert auf dem Gendarmenmarkt dirigierte, sind es drei Ensemble-Mitglieder, für die der Besuch des heutigen Platzes der Akademie eine Erinnerung an das Berlin der Nachkriegszeit ist. „Kalinka" und das „Heidenröslein" singt heute der junge Tenor Alexej Martynow, ein würdiger Nachfolger des legendären Viktor Nikitin. Alle neuen Mitglieder absolvierten eine akademische Ausbildung. Das Ensemble, der Idee seines Gründers Alexander Alexandrow verpflichtet, hat nichts von seiner Ausstrahlung eingebüßt – als friedlicher Eroberer der Herzen der Völker.

Tatjana Trögel



Der Auftrag des Vaters

Der Bildreporter Walter Heilig erinnert sich:

Der Weg von der „Illus“ zum Gendarmenmarkt ist nicht weit. Ich habe den Auftrag, vom Auftritt des Alexandrow-Ensembles zu berichten – am 18. August 1948, nachmittags 18 Uhr – als einer der wenigen Bildreporter in der Illustrationsabteilung des Berliner Verlages. Labor, Archiv und Redaktionsräume von „Illus“ hängen wie Schwalbennester an einer Giebelwand in der Jägerstraße. Von hier, der späteren Otto-Nuschke-Straße, kann man hinüberblicken zu den Ruinen, die den Gendarmenmarkt begrenzen – zum Schauspielhaus, dem Französischen und dem Deutschen Dom. Kein Gebäude schiebt sich ins Blickfeld, auch die Friedrichstraße wird von Trümmern gesäumt. Zu Fuß ist der Weg länger, denn man muß den Narben des Krieges ausweichen – den Löchern im Straßenpflaster, den Steinen, die einmal Fassaden waren. Und man muß über die Gleise der Trümmerbahn balancieren, deren Lok fauchend und schnaubend schuttbeladene Loren durch die Jägerstraße zieht. Über meiner Schulter hängt die „Contax“ – wie bei jedem anderen Auftrag auch. Und doch gibt es zwischen der Kamera und meinem heutigen journalistischen Auftrag einen Zusammenhang.

Mein Vater hatte sie wieder ausgegraben – im Garten hinterm Haus, als die Faschisten vernichtet waren. Er hat sie gepflegt und den kaputten Riemen mit Bindfaden geflickt. Als ich 1947 aus Krieg und Gefangenschaft nach Hause kam, gab er mir die Kamera. Er gab mir die Kamera mit dem Auftrag, seine Arbeit und die seiner Genossen – der Arbeiterfotografen – fortzuführen. Vor mehr als 20 Jahren hatte mein Vater als erster deutscher Arbeiterfotograf die Sowjetunion besucht. Zum 10. Jahrestag der Oktoberrevolution. Er war Mitglied einer Delegation der „Internationalen Arbeiterhilfe“ (IAH). Mit seinen Fotos half er, die Wahrheit über Sowjetrußland zu verbreiten. Und er brachte Freundschaften mit. Durch ihn waren mir die sowjetischen Menschen über die Jahre des Faschismus hinweg Freunde, denen man gerne begegnen wollte. An diesem Tag sollte ich ihnen begegnen, als einer der 40 000, die der Gendarmenmarkt kaum zu fassen vermag. Es sind bewährte Kämpfer darunter. Auf meinem Foto ist Wilhelm Pieck zu sehen, der gesagt hatte, daß die deutsch-sowjetische Freundschaft zur Herzenssache eines jeden Deutschen werden muß.

Junge Menschen sind hier, die nach der Zeit des Verderbens nach dem Sinn des Lebens suchen. Es sind auch ältere da, die sich ihrer früheren Verblendung schämen und bereit sind aufzubauen. Nachfolgende Generationen werden es wohl nie ganz empfinden können, was in den 40 000 Menschen vor sich geht, die den Atem anhalten, als Viktor Nikitin „Kalinka“ singt – und aus denen der Jubel bricht, als er endet, und die nicht genug haben. Immer wieder muß er singen. Es ist vor allem für die Jungen auf dem Platz etwas noch nie Erlebtes – Glück, Zukunft und Freude. Und es sind Sowjetsoldaten, die das vermitteln. Die auf dem Platz kennen diese Uniform. Sie achten sie. Ihr haftet Strenge an und Unerbittlichkeit, wenn es darum geht, die Wurzeln des Faschismus auszurotten. Sie ist Symbol für Zähigkeit, Unbestechlichkeit und von unendlicher Güte, wenn es um die Kinder geht. Woher nehmen sie die Kraft, gerade hier den Menschen Zuversicht zu geben – hier, wo der Krieg seinen Anfang nahm, der in ihrer Heimat mordete und brandschatzte?

Es ist kaum möglich, einen Standort zu finden, der nicht sofort Proteste hinter mir auslöst. Ich muß immer wieder zwischen die Blumentöpfe der Bühnendekoration tauchen, um zu meinen Fotos zu kommen. Mein Auftrag ist es, das alles im Bild festzuhalten.

Blumen für Juri Alexejewitsch Jemeljanow während des Konzertes auf dem Gendarmenmarkt 1948. Für FREIE WELT erinnerte er sich an den Weg des Ensembles, den er 46 Jahre mit seiner Domra begleitete. Das Alexandrow-Ensemble wurde bei seinem jetzigen Aufenthalt mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold geehrt.

Fotos: Detlef Christel (2), Walter Heilig (1), Archiv

Im nächsten Heft:

Fischer in den Bergen

Ehemalige Bergbauern und Forstarbeiter sind Wegbereiter eines jungen bulgarischen Wirtschaftszweiges, der industriellen Fischzucht in Staubecken und Bergseen der Rhodopen.

Foto: Detlef Christel

Der Mondsalto

So nannte sich der 1972 von Mitsuo Tsukahara uraufgeführte Abgang vom Reck (Foto). Nur drei Jahre später turnte Gennadi Krysin (UdSSR) dieses atemberaubende Element bereits doppelt.

Foto: Karlheinz Friedrich

Zuerst sterben die Korallen ...

... danach höhere Tiere. Ein Jahrhundert nach Ernst Haeckel untersuchte der bekannte Biologe Dr. Dietrich H.H. Kühlmann die Angriffe gegen die tropischen Atolle.

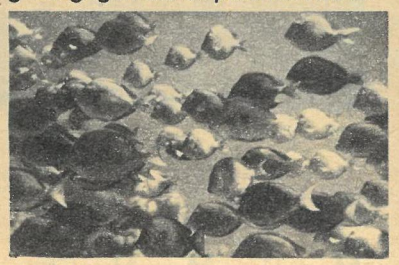


Foto: Kühlmann

Neue Memoiren

Die Lebenserinnerungen der Vera Figner (1852–1942), 20 Jahre Gefangene auf der Festung Schlüsselburg, gehören zum Besten der russischen Memoirenliteratur.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Wie der habgierige Karachan gestraft wurde

Zeichnung: Klaus Ensikat

Juli 1985

M	D	M	D	F	S	So
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				

August 1985

M	D	M	D	F	S	So
			1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	31	

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 41 – will Euch auch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn Ihr die sechs Teile sammelt, könnt Ihr Euch Weihnachten einen Kalender basteln; die Schnur zieht Ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn Ihr jedes Mal mitmacht, habt Ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird… In diesem Jahr stellen wir Euch Völker vor, die in Mittelasien leben: Es sind die Beludshen, Dunganen, Usbeken, Karakalpaken, Uiguren und Kasachen.